Wiener Stadt-Bibliothek.
T 17776/2 A

2257

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Biographien

der

durch die merkwürdigsten Thaten

ausgezeichneten und berühmtesten

Männer

in

allen Welttheilen.

Aus ächten Quellen gezogen.

Zweyter Band,

enthält:

I. Albrecht den Unartigen, Landgrafen in Thüringen.

II. Albrecht den Zweyten, den Lahmen.

III. Dessalines, Kaiser auf St. Domingo, und Djezzar, Bascha von Acre.

Wien, 1806.

Im Verlage bey Ludwig Mausberger,
k. k. privilegirten Buchdrucker.

Sammlung Wurzbach

Albrecht der Unartige,

Landgraf in Thüringen.

Albrecht wurde im Jahre 1240. gebohren. Sein Vater Heinrich der Erlauchte Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, gehörte zu den reichsten und mächtigsten Fürsten Deutschlands. Sein ältester Prinz Albrecht erhielt alle diejenige Erziehung, die ihn zu einen künftigen ruhmvollen Fürsten bilden konnte; besonders machten öftere ritterliche Uebungen und Turniere, wobei alle Pracht verschwendet wurde, einen grossen Theil der Beschäftigungen an dem Hofe seines Vaters aus; der junge Prinz Albrecht gewann hieran sehr bald Geschmack, und schien ein kühner Held zu werden.

Noch in der Wiege hatte er eine Braut bekommen, nämlich die Prinzessin Margaretha, Kaiser Friedrich des Zweyten Tochter, von der englischen Prinzessin Isabella, welche erst einige Jahre alt war, und schon im Jahr 1243. dem jungen Prinzen Albrecht, der erst zwey Jahre alt war, feyerlich verlobt wurde. Der Kaiser versprach zum Brautschatze eine

Summe von 10000 Mark Silber, und setzte dafür indessen die Landschaft Pleissen zum Pfande, welche auch hernach, da die Vermählung seines Sohnes vollzogen war, Heinrich in Besitz nahm.

Markgraf Heinrich eilte, sobald er nur konnte, zur wirklichen Vermählung der Verlobten. Albrecht wurde daher, da er 16 Jahre alt war, der Gemahl der Prinzessin Margaretha, deren Alter dem seinigen gleich war.

Albrecht entsprach in den ersten Jahren der Ehe allen Hoffnungen, die man sich von ihm gemacht hatte. Er widmete sich besonders den ritterlichen Uebungen, die sein Vater mit einem außerordentlichen Gepränge öfters halten ließ. So wurde ein solches Tournier im Jahre 1262. zu Nordhausen gehalten, welches seiner Sonderbarkeit wegen berühmt ist. In die Mitte eines Platzes war ein silberner Baum gesetzt mit goldenen und silbernen Blättern. Wer im Tourniere die Lanze brechen konnte, bekam ein silbernes Blatt, wer aber seinen Gegner vom Pferde warf, erhielt ein goldenes. Dieses Fest dauerte durch 8 Tage, bei welchem mehr als ein kaiserlicher Reichthum verwendet wurde.

Albrecht wurde zum Ritter geschlagen. Es gehörte zu den Gelübden des Ordens, keine Gelegenheit vorbei zu lassen, wo man mit den Ungläubigen fechten könne. Albrecht suchte die Gelegenheit, und begab sich in den Feldzug gegen die Heiden in Preus-

sen. Er erhielt das Lob der Tapferkeit und des unerschrockenen Muthes, konnte aber wegen dem harten eingefallenen Winter nichts Großes ausführen, und kam bald, doch nicht ohne Beifall und Ruhm, zurück.

Markgraf Heinrich fiel nun auf den Gedanken, seine Länder mit seinen Söhnen, nämlich mit Albrecht und dessen Bruder Dietrich, zu theilen. Ein Mann, der kaum 50 Jahre alt ist, und schon seine Güter den Kindern mittheilt, gehört zu den ungewöhnlichsten Erscheinungen; aber Heinrich war eine von den gut gearteten Seelen, welche aus überfließender Güte die schädlichsten Fehler begehen, so hatte er schon eine Menge von Dienern und Hofleuten durch überhäufte geschenkte Reichthümer undankbar gemacht; seine Freygebigkeit ergoß sich über alle, die sich ihm näherten, was war also natürlicher, als daß sie von der väterlichen Liebe vermehrt einen besondern Ausbruch gegen die Kinder nahm. Prinz Albrecht wurde also Landgraf von Thüringen, so, daß er dieses ganze Land in geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit uneingeschränkt und frey beherrschte. Der jüngere Prinz erhielt Landsberg und das sogenannte Osterland zwischen der Elbe, Elster und Mulda, ausgenommen Altenburg und Pleissen, welches als ein Erbgut der Gemahlin dem Prinz Albrecht zu Theil wurde. Die übrigen Länder, besonders Meissen, behielt der Vater Markgraf Heinrich.

Nur wenige Zeit war Albrecht Herr von Thü-

ringen gewesen, als er auf einmal alle von sich gemachten Hoffnungen täuschte, und ein Widerspiel an sich selbst wurde. Er erhielt bald den Namen des Ausgearteten oder Unartigen, und behauptete diesen Namen im Leben und in der Geschichte.

Kaum war er mit dem Glücke bekannt, welches ihm der Vater gegeben hatte, so ergrif ihn schon Neid wegen den Besitzungen seines Bruders. Er beneidete ihn um die reichen Bergwerke von Freiberg. Nach verschiedenen wechselseitigen Streitigkeiten griffen im Jahre 1268. beyde Brüder zu den Waffen. Ehe aber noch der Krieg sich ausbreitete, ob er gleich wirklich schon angefangen war, legte sich der Bischof von Naumburg, der Vetter der streitenden Brüder, ins Mittel, und sehnte sie wieder mit einander aus. Kaum hatte aber Albrecht mit dem Bruder Friede gemacht, als er mit dem Vater Streitigkeiten anfieng. Die Ursache hiezu scheint die Vorliebe gewesen zu seyn, welche Heinrich gegen Dietrichen nun zeigte, da Albrecht immer mehr und mehr ausartete. Die Geschichte schweigt zwar von den Feindseligkeiten, welche sich etwa der unartige Sohn gegen den gütigen Vater mag erlaubt haben, sie hat uns aber das Denkmal einer Versicherungsakte aufbewahrt, woraus man den Argwohn von sehr unnatürlichen Vergehungen schöpfen kann; denn Albrecht verspricht darinn, er wolle seinem Vater nicht hinterlistig nachstellen, er wolle dessen Schlösser und Städte nicht feindlich angreifen, die Räthe seines Vaters weder gefangen nehmen, noch ihnen Scha-

den zufügen, und sich in kein Bündniß gegen den Vater einlassen. Diese Versicherungen wurden auf Treue und Glauben gegeben, und mit einem feyerlichen Eide bekräftiget.

Immer mehr und mehr änderte sich Albrecht, und wir führen mit Vorbedacht seine Biographie hier auf, um zu zeigen, wie schnell oft der beste Mensch von seiner Größe herabsinken kann, wenn er bloß seinen Leidenschaften Gehör giebt, denn in Albrechts Leben zeigten sich alle jene schrecklichen Wirkungen, welche eine heftige Leidenschaft hervorbringen kann, und wofür jedes Herz sich vorzüglich verwahren soll.

Albrecht hatte bereits seinen Bruder und Vater zum Gegenstande seines Hasses gemacht; nun fieng er auch an seine Gemahlin zu hassen. An seinem Hofe befand sich ein Fräulein von bewunderter Schönheit, Kunigunda von Isenberg; sie war eine Hofdame der Landgräfin, und sollte selber zur Aufwartung und zum Umgange dienen. Sie entzückte den ganzen Hof. Jedermann erhob ihre Reize; sie war mit Lobsprüchen überhäufet, und man gab ihr allgemein den Namen der Schönen. Wäre Margaretha, nach der Mode ihres Geschlechtes eifersüchtig gewesen, so hätte sie so etwas Verführerisches, wie eine Schöne für einen lebhaften Gemahl ist, bald im Anfange zu entfernen gesucht, aber Furcht oder ehrliche Sorglosigkeit hielten sie hievon ab.

Sehr bald gewann Kunegunde die ganze Zuneigung des Landgrafen, und beherrschte ihn gänzlich, sie wendete nicht nur das Herz des Gemahls von Margarethen ab, sondern flößte ihm auch einen Haß gegen diese ein, den sie täglich zu vermehren strebte. Margaretha wurde verfolgt, sie sah sich steten Beleidigungen, Murren, und Unwillen ausgesetzt, so flossen ihr einige Jahre im stillen Kummer dahin.

Nun hatte der Stolz Kunigundens so viele Frechheit erlangt, daß sie stark genug war, Verbrechen zu begehen; sie wußte, daß Albrechts Charakter heftig und wild sey, dieses und eine fürchterliche Stimmung Albrechts benützte sie, ihn zu überreden, die gehaßte, die gefährlich werdende Margaretha aus dem Wege zu räumen. Wozu er nicht gänzlich einwilligte, das suchte sie selbst zu vollenden, nämlich der Unglücklichen Gift beizubringen. Da aber Margarethens Diener zu treu, und redlich waren, und keiner sich zu dieser schrecklichen That wollte gebrauchen lassen, so sann Kunigunda auf eine andere Art ihrer ruchlosen Unternehmung. Sie wählte dazu einen Mann aus dem niedrigsten Pöbel, einen Eseltreiber, welcher täglich auf seinen Thieren Holz und Wasser dem Schloße Wartburg zuführte. Die größten Belohnungen wurden ihm versprochen, wenn er sich in die Maske eines Gespenstes hülle, heimlich nach dem Schlafgemache Margarethens eile, und deren Schlaf in den Tod verwandle.

Der Eseltreiber ließ sich gewinnen, und stellte sich

zur bestimmten Zeit ein. Er trat in das Zimmer der Landgräfin, wo sie schlief — hier entsetzte er sich plötzlich, und verabscheuete in dem Augenblicke seine schwarze That, da er sie ausführen wollte. Durch ein Geräusch weckte er Margarethen auf, sank auf die Knie, weinte und bat um Verzeihung; er beschwur sie, sich zu retten, und trug sich zu ihrem Begleiter an. Margarethe ließ in der Verwirrung ihren Haushofmeister, Schenk von Vargula, rufen, man berathschlagte und beschloß die eiligste Flucht. Die arme Margaretha eilte vorher noch zu ihren Kindern, die sie verlassen mußte, um unter tausend Thränen von ihnen Abschied zu nehmen. Sie bedeckte sie mit Küssen, die letzten, die sie ihren geliebten Kindern geben konnte, und gerieth, besonders bei dem mittelsten ihrer drey Prinzen, Friedrich, welcher zwölf Jahre alt war, in eine solche heftige Hitze, daß sie ihn unter den raschesten Küssen in den Backen biß, wovon er beständig das Merkmal, ein Zeichen der mütterlichen innigsten Zärtlichkeit, und auch den Zunahmen in der Geschichte, Friedrich der Gebissene, erhielt. Nach diesem Abschiede wurde Margaretha in verschwiegener Stille an zusammengebundenen Tüchern oder Seilen mit vieler Gefahr über die Mauern des Schlosses herunter gelassen. Sie gieng, es war gleich nach Mitternacht, zu Fuß mit wenigen Begleitern nach Krayenburg. Da bekam sie einen Wagen, der sie nach Fulda führte. Von hier sandte sie der Abt Berthold nach Frankfurt, wo sie in ein Kloster ging, und in Wehmuth den kurzen Rest ihrer Tage verlebte.

Als Margaretha zwey Monate nach ihrer Flucht gestorben war, ließ sich Albrecht mit Kunigunden feyerlich trauen. Albrecht erzeugte mit ihr einen Sohn, und nun trachtete Kunigunda, daß dieser zum Nachtheile aller andern Söhne des Landgrafen aus der ersten Ehe zum Erben der väterlichen Länder gemacht werde. Diese Prinzen wurden von ihrem Vater mit der äußersten Härte gehalten, so, daß ihr Onkel, Markgraf Dietrich, sie vom Vater zur Erziehung an seinem Hofe verlangte, und auch leicht erhielt. Albrechts Vater, der alte Markgraf Heinrich, sah alle diese Trauerspiele in dem Hause seines Sohnes, und bewog ihn endlich, seinem ältesten Sohne Heinrich die Verwaltung der Herrschaft Altenburg zu übertragen. Albrecht that es, entriß aber bald wieder dem Sohne das gegebene Land, daher dieser junge Prinz auch den Namen Heinrich ohne Land bekam. Der Grimm des ungerechten Vaters machte sein Leben traurig, und er erscheint in der Geschichte nicht merkwürdig.

Seine zwey andern Brüder, Friedrich und Diezmann, wurden am Hofe ihres Onkels erzogen. Die Ungerechtigkeiten des Vaters, die traurige Begebenheit ihrer Mutter, der Groll gegen den so heiß geliebten Sohn Kunigundens, und selbst die Vorstellungen ihres Onkels flößten ihnen nach und nach den bittersten Haß gegen den Vater ein, woraus Zwietracht, Krieg und unnatürliche Folgen entstanden.

Markgraf Dietrich, der in eben dem Maaße, als

er seine unglücklichen Neffen lieb gewann, seinen Bruder auf das heftigste haßte, gieng so weit, daß er beyde Brüder für den Fall, wenn sein einziger Sohn Friedrich sterben würde, zu Erben seiner Besitzungen einsetzte. Albrecht fand sich dadurch sehr beleidiget, indem er sich für den nächsten Erben hielt. Die Anreizungen der Kunigunde entfachten noch mehr seinen Zorn, er drohte mit Krieg, worinn ihm aber gleich nach dieser Drohung Dietrich zuvorkam, und mit einem starken Heere in Thüringen einbrach. Albrecht sammelte gleichfalls ein starkes Heer, es kam zu einigen Gefechten, wobei jedoch kein Theil wichtige Vortheile gewann, und die beyden Brüder sich wieder versöhnten. Albrecht kehrte wieder zu Kunigunden zurück, die ganz sein Herz und seinen Verstand bestrickt hatte. Ihr Sohn wurde in der größten Pracht und Verzärtlung erzogen, wovon er auch den Namen Apez oder Apizius erhielt, eigentlich hieß er aber Albrecht. Der Vater gieng nun ernstlich damit um, seinen Apiz das Erbe seiner Güter zuzusichern. Er trug die Sache den Ständen von Thüringen vor, eine große Anzahl derselben aber weigerten sich und gaben den beyden Brüdern davon Nachricht. Nun drang der Onkel, selbst der alte Großvater, und mehrere der von Albrecht tief beleidigten Stände, in beyde Prinzen zur Behauptung ihrer Rechte die Waffen zu ergreifen, noch einmal gieng der jüngste Prinz Diezman zu seinem Vater, ihm Vorstellungen zu machen, allein alles war umsonst, und man griff zu den Waffen. Vater und Söhne standen nun gegen einander im Felde, bis

beyden Prinzen bemächtigten sich des Erbtheils ihrer Mutter der Herrschaft Pleisse — bald kam es zu mehreren Gefechten, ohne daß ein Theil wichtige Vortheile errang. Bei Weimar griff Friedrich das feindliche Heer an, welches unter den Befehlen des Grafen von Kefernburg stand. Er war unglücklich, und wurde gefangen genommen. Albrecht ließ seinen Sohn in einen festen Thurm werfen. Ein ganzes Jahr schmachtete Friedrich in seinem Gefängnisse, als es endlich einigen treuen Dienern gelang, Zutritt zu finden. Sie überfielen die Wachen, schleppten diese gefangen fort, und brachten so auch den Prinzen wieder in Freiheit. Diezman hatte indeß für seine und seines Bruders Rechte gestritten, als nun Friedrich befreyt war, wurden die Feindseligkeiten mit neuer Thätigkeit fortgesetzt. Dennoch war das Genie der Zeit zu jeder großen That im Kriege ungeschickt. Man fand im Rauben und einzelnen Zerstörungen Vergnügen ohne wichtige Eroberungen zu suchen. Weil der Krieg der Kinder gegen den Vater gar zu sonderbar schien, so pflog man vorzüglich mit Vermittlung des Großvaters Unterhandlungen. Albrecht bezeugte sich nach vielem Zureden dazu geneigt, und man traf einen Waffenstillstand. Da aber der erzürnte Vater seinen Söhnen keine Genugthuung geben, und diese von selber sich nicht befriedigen wollten, so griff man aufs neue zu den Waffen, und neue Verheerungen entstanden.

Während diesen Unruhen starb Albrechts jüngerer Bruder, der Markgraf Dietrich, er setzte den

Prinzen Friedrich zum Vormund seines Sohnes, welcher das fünfzehnte Jahr noch nicht erreicht hatte, und im Falle des Todes dieses schwächlichen Prinzen erbten die hinterlassenen Besitzungen beyde Söhne des Landgrafen. Dieß gab neue Ursachen zum Groll des Vaters gegen die Söhne, welche die Vormundschaft und Hoffnung einer künftigen Erbschaft raubten. Eine so tief eingewurzelte, so sehr immer durch neues Interesse beseelte Feindschaft konnte nichts anders als unaufhörlich unbezwingbar seyn.

Immer noch hatten die verwelkten Reste von Kunigundens Schönheit für Albrecht Reize genug, ihn in ihren Banden zu erhalten. Kunigunda vergaß nicht, öftere Vergleichungen zwischen den zwey ungehorsamen Söhnen der ersten Ehe und ihrem Sohne Apiz dem liebenden Gemahle vorzustellen, und so seinen Groll zu vermehren. So gerne Albrecht diesen vielgeliebten Sohn zum Erben seiner Länder eingesetzet hätte, so wenig willigten die Stände ein, aber wenigstens that er, was er konnte, und überhäufte seinen Apiz mit Schmeicheleien, Wohlthaten und Gütern.

Endlich raffte der Tod Kunigunden hinweg, gleich nach ihrem Tode bemühte man sich, die Einigkeit in der Familie des Landgrafen wieder herzustellen. Es fand sich eine erwünschte Gelegenheit, den Verträgen Ansehen zu geben; da Kaiser Rudolph im Jahre 1287. in diese Gegenden kam. Ru-

dolph, der als Kaiser für das zerrüttete Deutschland als ein wahres Geschenk Gottes anzusehen war, welchen Muth, Alter, Macht, und ein Zusammenfluß von erhabenen Eigenschaften eine allgemeine Ehrerbietung und Ansehen verschafft hatten, machte es sich zur besondern Pflicht seiner Regierung die Fehden und unglücklichen einzelnen Kriege in Deutschland aufzuheben. So stellte auch seine Gegenwart die Ruhe in Thüringen wieder her, und ein Vergleich zwischen Albrecht und seinen Prinzen ward errichtet. Die Punkte dieses Vergleiches sind zweifelhaft. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Albrecht die Herrschaft Pleisse seinem jüngeren Sohne Diezman, dem älteren Friedrich aber die Pfalzgrafschaft von Sachsen, und beyden neunhundert Mark von den Zöllen zugestanden habe. So schien nun die öffentliche Ruhe hergestellt zu seyn, und man konnte glauben, das Ende eines unnatürlichen Krieges zwischen Vater und Kinder zu sehen.

Doch schon nach einigen Monaten schwand diese Hoffnung wieder. Albrechts Vater, der alte achtzigjährige Greis Heinrich starb im Jahre 1288. Allen Rechten nach war Albrecht sein Sohn Erbe, mit dem hinterlassenen Prinzen seines verstorbenen Bruders Drietrich. Man findet auch Urkunden, welche beweisen, daß Albrecht von seinen Erbtheil Besitz genommen habe, und also diejenigen irren, welche erzählen, daß die beyden Prinzen desselben die Länder ihres Großvaters geerbt hätten.

Aber

Aber gewiß ist es, daß diese beyden Prinzen gleich nach dem Tode des Markgrafen Heinrich einen Theil seiner Erbschaft von ihrem Vater dem Landgrafen Albrecht forderten. Aus Haß seinen beyden Söhnen wenig zu hinterlassen, oder ihnen doch itzt Aergerniß zu erwecken, gab Albrecht eine Menge von Dörfern und reiche Einkünften seinem Lieblinge, dem jungen Apiz, indeß ließ er die andern zwey Prinzen darben. Auf Pracht verwendete er viel, und suchte seinem Hofe blendenden Glanz zu geben. Er beschenkte seine Freunde und Verwandte mit übertriebener Freygebigkeit. Kurz, er schien die reichsten Provinzen in Schulden zu bringen, und soviel möglich dafür zu sorgen, daß alles verschwendet würde, ehe seine zwey älteren Prinzen etwas bekommen könnten.

Die zwey gleichgesinnten Brüder, Friedrich und Diezmann, entschlossen sich bei einer so unangenehmen Furcht vor der Zukunft und bei dem stets steigenden Unwillen über das Betragen nochmals die Waffen zu ergreifen, und sich für Erben der Länder ihres Großvaters zu erklären. Von der Feindschaft ihres Vaters gegen sich wurden sie ohnehin täglich überzeugt, und Friedrich besonders konnte das Andenken an seine unglückliche Mutter nicht vergessen, daher er jede Gelegenheit ergriff, ihren Schmerz und Tod zu rächen. Man beschloß die List der Gewalt vorzuziehen. Mit einigen muthigen Leuten begab sich Friedrich im November des Jahres 1288. nach

Thüringen, um seinen Vater mit guter Art gefangen zu nehmen.

Eben hielt sich Albrecht zwischen Gotha und Eisenach auf, unbesorgt und ohne Furcht für irgend eine Gefahr, als er von seinem Sohne Friedrich überfallen und gefangen hinweggeführt wird. Friedrich brachte seine wichtige Beute nach Landsberg, welches eigentlich der jüngere Friedrich, der Sohn des Markgrafen Dietrich besaß, aber wegen seiner damals sehr starken Befestigung der sicherste Ort zu seyn schien, worinnen Albrecht gefangen gehalten werden konnte. Der Sohn hielt den gefangenen Vater zwar nicht so hart, wie er von ihm als Gefangener vor einigen Jahren war gehalten worden, aber er nahm sich fest vor, ihn dennoch nie wieder frey zu lassen. Die Vornehmsten der Unterthanen Albrechts erfuhren kaum das Schicksal ihres Herrn, als sie Fürbitte thaten; da die ersten Vorstellungen fruchtlos waren, so verdoppelte sich die Menge der Bittenden. Albrecht hatte sich wie gewöhnlich durch ausgeschüttete Freygebigkeit sehr viel Anhänger und Freunde erkauft. Sehr viel war diesen Herrn daran gelegen, daß sie von dem befreyten Landgrafen bald wieder neue Gütigkeiten genießen möchten, und sie sparten daher keine Mühe, ihn der Gefangenschaft zu entledigen. Kaiser Rudolph erhielt indessen von diesem Vorfalle auch Nachricht, und verwendete sein Ansehen zum Vortheile des Gefangenen. Friedrich sah vorher, daß er zuletzt vielleicht dazu ohne Nutzen gezwungen werden möchte, wo-

von er jetzt durch Klugheit beträchtliche Früchte ärndten könnte.

Unter vielen Bedingungen versprach er für sich und seinen Bruder Diezman dem gefangenen Landgrafen die Freyheit. Man richtete einen förmlichen Vergleich auf, welcher zu Rochlitz am 1. Jäner 1289. geschlossen wurde, und der Gefangenschaft Albrechts ihr Ende setzte.

Vermög dieses Vertrags bekamen die Prinzen ansehnliche Vortheile. Viele Städte, worunter Freiberg mit seinen ergiebigen Minen war, trat der Landgraf an Friedrich ab; und Torgau nebst andern Gütern an den jüngern Prinzen Diezman. Dieser Rochlitzer Vergleich legte nun einen sichern Grund zu einer wechselseitigen Ruhe, und schien das Verlangen der Prinzen vollkommen zu befriedigen. In den öffentlichen Schriften, die noch vorhanden sind, gebrauchte Albrecht von dieser Zeit an alle Bezeugungen einer väterlichen Liebe, und mildere Gesinnungen.

Aber wie konnte Albrecht den Groll gegen Söhne, die ihn durch Gefangenschaft zu unangenehmen Bedingungen gezwungen hatten, völlig tilgen? Albrecht hatte eine lebhafte Einbildungskraft, und also waren seine Leidenschaften jederzeit heftig. Ehedem hatte er seine Prinzen aus Liebe zu Kunigunden gehaßt, jetzt haßte er sie aus Empfindlichkeit über die

zugefügten Beleidigungen. Aber welche Rache sollte er nehmen? Seinen jüngeren Sohn Apiz konnte er nicht zum Erben seiner Länder einsetzen, weil er aus unächter Ehe war; Gewalt der Waffen konnte er gegen seine Kinder ebenfalls nicht gebrauchen, und dazu hatte sein schon durch Weichlichkeit entnervter Geist keine Lust. Alles, was Albrecht nur weggeben konnte, verkaufte, verschwendete, verschenkte und verpfändete er. Besonders gab er seinem Lieblingssohne Apiz viele Schlösser, Zölle und Gebäude und davon abhängende Einkünfte; so viel wurde aufgewandt, als nur Pracht und Ueppigkeit verzehren konnte, und um geringe Preise verkaufte man ansehnliche Güter; und Albrecht ließ mit vorbedachter Nachsicht zu, daß jedermann im Lande und am Hofe seinen Vortheil und Eigennutz nach allen Kräften besorgte. Er wünschte, daß nach seinem Tode, wo möglich, nichts übrig bliebe.

Beyde älteste Prinzen entrüstete eine solche unartige Wirthschaft wiederum aufs neue. Sie bekamen sehr zeitig von allen Vorfällen Nachricht, und der glimmende Haß entbrannte, so bald sie sich itzt nun wiederum so beleidigt fühlten, und einsahen, daß man nicht eher ruhen wollte, bis alles, was sie zu erheben hofften, vernichtet seyn würde. Das Jahr 1289. war noch nicht vorbei, an dessen ersten Tage der Vergleich zu Rochlitz geschlossen wurde, als beyde Brüder abermals ihren Vater mit Krieg überzogen. Albrecht schickte Truppen gegen sie. Der rohe Geist des Jahrhunderts schwärmte hier nun

in diesem wilden kindlichen Kriege so wüthend in den Waffen herum, daß Thüringen eine Einöde zu werden schien. Viele Räuber und freche Müssiggänger machten sich die Gelegenheit zu Nutzen, und plünderten, wo sie Lust hatten, unter den Fahnen der Feinde. Die Einwohner von Thüringen ergriffen gegen einander selbst die Waffen, sobald es ihnen einfiel. Unter einem Gemische und wütenden Gewimmel von Fehden seufzte Thüringen am Ende dieses Jahres.

Indessen kam schon im November des Jahres 1289. der große Friedensstifter in Deutschland, Kaiser Rudolph, nach Erfurt. Er berief die Stände des Reichs zu einem großen allgemeinen Reichstage, welcher auch von der zahlreichsten Menge besucht wurde, aber bis ins folgende Jahr fortdauerte. Hier errichtete Rudolph einen allgemeinen Landfrieden, welcher um desto nöthiger war, weil nicht blos Thüringen, sondern allenthalben die Provinzen voller innerlichen Unruhen waren, und die geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und Edelleute fast beständige kleine Kriege unter einander führten. Auf Rudolphs Befehl wurden die räuberischen Schlösser zerstört. Diese Strenge, und das hohe Ansehen eines gefürchteten und ehrwürdigen alten Kaisers machte guten Eindruck, und die Feindseligkeiten in Thüringen hörten allmählig auf, obgleich die Verbitterung zwischen Albrecht und seinen Prinzen blieb.

Auf dem Reichstage zu Erfurt erschien Albrecht

selbst persönlich, und ebenfalls Friedrich und Diezmann; Rudolph verwandte sein Ansehen zur Beilegung der so unglückseligen Zwietracht in der Familie des Landgrafen. So verwickelt waren die Streitigkeiten, und beyde Partheyen wußten so viel günstiges für sich vorzubringen, daß eine Entscheidung langwierig werden mußte. Ein Krieg der Kinder gegen den Vater ist etwas abscheuliches; aber die Verschwendung aller Güter, um den Kindern nichts zu hinterlassen, ist es nicht weniger.

Bei diesen so doppelseitigen Umständen bestrebte sich Rudolph durch Zuredungen bei unserm Landgrafen und seinen Prinzen Eintracht wiederum herzustellen, und das Mißvergnügen zu tilgen. Durch die Vorstellungen und Warnungen des Kaisers liessen sich auch endlich die Streitenden zu einem neuen vollkommenen Vergleich bewegen. Zwar findet man nicht dabei Erwähnung des Kaisers; allein es ist nur allzusicher, daß dieser das meiste zu einem neuen Frieden zwischen Albrecht und seinen Prinzen beitrug.

Endlich im August des Jahres 1290. kam der Friede und ein neuer Vertrag zu Stande. Albrecht, welcher vermuthlich aus Furcht vor dem Kaiser nachgab, verlor dabei viel Macht und Freiheit. Gewiß würde er eher das äußerste gewagt, als seinen verhaßten Prinzen so viel zugestanden haben, wenn er nicht durch höheres Ansehen dazu wäre gezwungen worden. Es war ein Vertrag errichtet, wodurch der Vater gleichsam sich unter die Vormundschaft der Kinder

und derjenigen Grafen und Adelichen begab, die ihm die Kinder zu Aufsehern setzten. Albrecht versprach nämlich, daß er künftig nichts, weder Schlösser, noch Städte, noch Grafschaften, noch Unterthanen, noch irgend andere Güter ohne Bewilligung seines ältesten Prinzen Friedrichs, des rechtmäßigen Erben, verpfänden oder auf irgend eine Art veräussern wolle. Der Graf Günther von Schwarzburg und drey andere bestimmte Personen wurden Oberaufseher über die Besitzungen Albrechts, und dieser gelobte an, denen benannten Herren seine Schlösser und Städte zu überlassen, sobald er das errichtete Bündniß brechen würde. Er versprach ferner, keiner Anklage wider den Prinzen Friedrich Gehör zu geben, noch einige Feindseligkeiten gegen ihn zu begehen, in welchem letztern Falle Friedrich das Recht haben solle, ohne Vorwürfe die väterlichen Provinzen in Besitz zu nehmen. Uebrigens behielt Albrecht das Vorrecht seinem jüngeren Prinzen Apiz ein bestimmtes Erbtheil, doch mit Verwilligung der anderen Brüder, zu geben. Man gab die Herrschaft Tenneberg, nachdem man sie eingelöst und das darauf von Albrecht geliehene Geld dem Abte zu Rheinhartsborn wieder gegeben hatte. So weit sah sich nun Albrecht gebracht, ein Fürst, welcher denen übrigen in Deutschland zuvor glänzen konnte, dessen Macht, Ehrfurcht und Ansehen hätte einprägen können. Itzt wurde er verachtet, anstatt geehrt zu werden, und eingeschränkt, anstatt seine Macht zu erweitern. Kinder gaben ihm Gesetze, und Unterthanen Aufsicht: und dieß alles waren Folgen

eines schönen Gesichts, in welches er sich verliebt hatte. Außer dem hergestellten Frieden zwischen sich und den Söhnen schloß Albrecht einen neuen Vergleich im Jahre 1290. unter Vermittlung des Kaisers Rudolphs, ebenfalls mit einem seiner nächsten Anverwandten. Es schien, als wenn Zank und Zwietracht in dieser Familie wohnte; der hinterlassene Prinz des Markgrafen Dietrich, des Bruders von Albrecht, unterstützte anfänglich die wider ihren Vater Krieg führenden Prinzen, und das Schloß Landsberg, wo Albrecht gefangen gehalten wurde, gehörte ihm zu; andere mehrere Ursachen zum Mißvergnügen wegen seiner Söhne kamen dazu. Dennoch ließ sich Albrecht 1289. mit ihm in einen Tausch von verschiedenen Gütern in Meissen ein mit andern an Thüringen näher liegenden. Ueberdem verkaufte er noch andere an diesen seinen Neffen für baares Geld, welches entweder nicht bald genug ausbezahlt worden war, oder Albrecht glaubte sonst, daß er von seinen Vettern hintergangen sey. Es entstanden Mißhelligkeiten und Feindschaft, deren Versöhnung der Kaiser selbst übernahm, und so glücklich seinen Wunsch erreichte, daß Albrecht und Friedrich Freundschaft errichteten, die sich erst mit dem Tode des letzteren endete. Nach den geschlossenen Verträgen mit seinen Söhnen und Vettern kam der Landgraf wiederum nach Erfurt, wo sich der Kaiser aufhielt. Die Absicht war Pracht und Glanz zu zeigen, denn Albrecht liebte die Verschwendung; er überließ sich ihr nicht bloß um seinen Söhnen wehe zu thun, sondern stillte dadurch auch den eige-

nen Trieb der Eitelkeit nach dem Geräusche des Ansehens. Man wird finden, daß Charaktere, welche heftig lieben, immer geneigt zur Pracht und Verschwendung sind. Das Sinnliche rührt sie jederzeit stark, Albrecht zeigte auf dem Petersberg bei Erfurt dem kaiserlichen Hofe und den zahlreich versammelten Fürsten des römischen Reichs die Herrlichkeit seiner Pracht bei einem feyerlichen Ritterschlage. Mit vielem Pompe und unter einer glänzenden Begleitung von den Vornehmsten seiner Vasallen umgürtete er selbst sechszehn adeliche Jünglinge mit dem ritterlichen Schwerdt, und seine Freygebigkeit beehrte sie darauf mit vielen und herrlichen Geschenken von Spornen und anderen silbernen Waffen. Die neidischen Prinzen legten diese glänzende Feyerlichkeit übel aus, und glaubten, ihr Vater suche schon wieder auf neue Art ihnen ihre Erbschaft zu mindern und wohlthätig gegen andere um gegen sie ungerecht zu seyn. Sie waren beständig bei Kleinigkeiten scheelsichtig und überschritten oft auch die Gränzen der Pflicht. Wie dieses Albrecht merkte, vermehrte eine Bitterkeit die andere, und er glaubte sich zu Beleidigungen gereizt zu sehen. Nie konnten solche erbitterte Herzen der Freundschaft Platz geben.

Albrecht sann herum, ob er seinen Söhnen nicht einen neuen Streich spielen könnte, welcher ihre Eifersucht in Absicht der Erbschaft martern möchte. Er war erst fünfzig Jahre alt; man wollte den Söhnen ihr Erbe schmälern, was war

also natürlicher, als daß Albrecht eine neue Gemahlin nahm? so wurde auf einmal der Plan der Söhne in Absicht der gehofften Länder verrückt. Albrecht vermählte sich also mit der Wittwe des Grafen von Lobdeburg einer gebohrnen Gräfin Reussen von Plauen; die Wahl war gut, die Braut schön, angenehm. Sie hatte noch eine Tochter von 12 Jahren von ihrem ersten Gemahle, deren Reize nicht nur durch die Jugend, sondern durch ihren Werth der Mutter ihre übertrafen.

Sobald die Vermählung des Landgrafen, welcher keine Art der Pracht und Feyerlichkeit fehlte, vollzogen worden war, dachte der Prinz Friedrich auf eine neue List, die Freude seines Vaters zu verderben. Die List gelang, als einige Zeit nach der Vermählung Albrecht sich nebst seiner Gemahlin und Tochter zu Arnshaug voller Vergnügen aufhielt, und an einem schönen Tage ganz früh in die Kirche gieng, überfiel Prinz Friedrich der älteste Sohn, welcher sich schon längst in der Nachbarschaft aufhielt, die junge Prinzessin, setzte sie auf sein Pferd, und ritt mit ihr davon. Es war Liebe, die ihn zu dieser Entführung bewog, er eilte mit dieser schönen Beute nach Gotha, und schrieb von da an seine Stiefmutter, die Landgräfin, daß er die entführte Tochter von ihr zu seiner Gemahlin nehmen wolle. Bald kamen eine Menge von Grafen und andern getreuen Vornehmen zu dem Prinzen Friedrich, und er ließ sich mit dieser jungen Prinzessin von dem Abte zu Rheinhardsborn trauen. Die erste Absicht

Friedrichs bei dieser Entführung und Vermählung war, seinem Vater die Gelegenheit zu benehmen, daß er diese Prinzessin nicht an einen seiner Lieblinge verheurathen, und demselben einen Theil von Gütern geben möchte. In der Folge wurde diese Vermählung sehr beglückt, und die entführte Elisabeth wurde die Stammenmutter der heutigen Kurfürsten zu Sachsen.

Albrecht wurde also nicht nur seiner vielleicht gehofften Absichten mit seiner jungen liebenswürdigen Stieftochter beraubt, sondern er fühlte einen neuen innerlichen Groll gegen seinen Prinzen Friedrich. Ueberdem bekam er aus der neuen Ehe mit seiner Gemahlin keine Kinder, und die Hoffnung war auch auf dieser Seite vereitelt.

Der immerfort glimmende bösartige Haß des Vaters und seiner Prinzen fieng gleich nach dem Tode des Kaisers Rudolph neues Feuer. Während der Zwischenzeit, wo kein Kaiser die allgemeine Ruhe durch sein Ansehen beschützte, und überhaupt unser Vaterland den wildesten Unruhen ausgesetzt war, starb zwey Monate nach dem Tode Rudolphs Friedrich Tuta, der Prinz Dietrichs des Bruders des Landgrafen Albrechts, — neuer Anlaß zu Streitigkeit und Zwietracht in dieser unglückseligen feindlichen Familie! — Friedrich Tuta, oder der Stammler, wegen des Unvermögens zu sprechen, also genannt, welcher nach einiger Vermuthung, durch Gift aus der Welt geschafft wurde, hatte seine

Länder an Friedrich und Diezmann, die beyden Söhne Albrechts, vermacht. — Der ältere bekam Meissen, der jüngere die Niederlausitz. — Landgraf Albrecht glaubte auch nicht ohne Grund ein näheres Recht dazu zu haben, und fand sich durch diesen neuen Schritt der Ungerechtigkeit seiner Söhne aufs neue empfindlich beleidigt. Jetzt brach sein Unwille in einen offenbaren förmlichen Krieg aus. Dennoch sahe er wohl, daß er nunmehr für sich selbst zu schwach seyn würde, und errichtete daher mit Versprechungen von sehr vortheilhaften Bedingungen ein Bündniß mit dem Markgrafen von Brandenburg, und den Fürsten von Anhalt gegen seine Söhne.

Der ordentliche Krieg nahm nach vorhergegangenen fruchtlosen Unterhandlungen im Jahre 1292. seinen öffentlichen Ausbruch. Ein zahlreiches Heer fiel in die Besitzung der beyden Brüder ein, und der Krieg war wild und scharf. Auf das sogenannte Osterland unternahm unser Albrecht selbst mit einem starken thüringschen Heere den Angrif, sein Sohn Friedrich focht gegen ihn mit einer ebenfalls starken Armee. Von einer andern Seite brachen die brandenburgischen Truppen in Niederlausitz ein, und belagerten Lukkau, welches aber so herzhaft vertheidigt wurde, daß die Feinde die Belagerung aufhoben, und gegen den Prinz Diezman, der ihnen entgegen kam, aufbrachen. Der Prinz hielt verschiedene kleine Gefechte mit ihnen, und schwächte ihren Muth und ihr Heer so sehr, daß sie sich zurückzogen.

Sie erschienen aber in dem folgenden Jahre 1293. aufs neue im Felde, und verwüsteten Meissen und das sogenannte Osterland, worauf sie sich mit der ganzen versammelten Armee zwischen der Elbe, der Moldau und Salo lagerten. Das brüderliche Heer der Söhne Albrechts zog sich zusammen, und traf die Feinde zu einer Schlacht bereit. Sie erfolgte am 16. August, und wurde von beyden Seiten mit wüthender Hitze gehalten. Der Sieg entschied das Schicksal der Länder, und die beyden Söhne Albrechts mußten das äußerste wagen, weil der Ausgang dieses Treffens ihr völliger Untergang seyn konnte. Nach einer hartnäckigen Gegenwehr siegten endlich die Söhne Albrechts, und errichteten unter dem Feinde eine völlige Niederlage. Viele Vornehme, und nach einigen Nachrichten selbst Heinrich der Markgraf von Brandenburg und der Graf von Anhalt Bernhard wurden gefangen; dieser Sieg erweckte so viel Freude, daß deßwegen ein besonderer Altar erbaut und eine Messe zum Andenken desselben gestiftet wurde. Man nutzte den Sieg auch mit Lebhaftigkeit; und die siegende Armee brach selbst in die Mark Brandenburg ein, wodurch ein vortheilhafter Friede erzwungen wurde. Die Gefangenen mußten mit vielem Gelde erlöst werden; der besiegte Heinrich bekam die Markgrafschaft Landsberg und die Söhne Albrechts sahen sich in ihren Besitzungen bestättigt.

Albrecht selbst konnte nicht anders, als diesen neuen mißlungenen Streich, und den zum Vortheile

seiner verhaßten Prinzen geendigten Krieg mit dem äußersten Mißvergnügen bemerken. Er hatte neue Proben von dem unerschütterten Muthe und der Tapferkeit seiner Söhne gesehen. Sie hatten sich neues Ansehen erworben, und Albrecht befand sich neuem Hasse und neuen Verachtungen ausgesetzt. Alle diejenigen quälenden Gedanken, welche eine Seele beunruhigen, die mit heftiger Innbrunst nach einem Gegenstande strebt, und ihn nicht erlangen kann, die desto gieriger wird, je fruchtloser ihre Bestrebungen sind, verwirrten den Geist unsers Landgrafen. Durchaus wollte er seinen Söhnen ihre Länder entreissen, und dennoch schlug alles fehl, was er in dieser Absicht unternahm. Die Macht und das Ansehen seiner Söhne, die Geringschätzung, in welcher er selbst wegen seiner unnatürlichen Feindschaft bei anderen Fürsten stand, und sein mehr zum Wohlleben als zum Kriege geneigter Geist schienen ihm jeden neuen Entwurf, den er machen könnte, zu vereiteln. Er mußte wenigstens einen sehr mächtigen Fürsten seinen Söhnen entgegen stellen, wenn nicht wiederum alles mißlingen, und sein Aergerniß vermehrt werden sollte. Er erfand für seinen Wunsch nichts.

Unter diesen Umständen bestieg den Thron von Deutschland Graf Adolph Nassau, als der auf seine Söhne eifersüchtige Landgraf Albrecht sich diesen Umstand zu Nutzen zu machen suchte. Adolph war ein wilder Herr, der sein Haus gern vergrößern wollte, ein Kaiser — ein Herr von vielem frischen

Gelde aus England — durch ihn konnte man noch etwas gegen die Prinzen Albrechts ausrichten. — So dachte Albrecht und reiste zum Kaiser Adolph selbst, welcher sich an der Nähe des Rheins befand. Er trug seine Länder dem Kaiser zum Verkauf an. Der Kaiser fand sich bald dazu bereit, und glaubte, einen Theil von dem aus England — zum Kriege gegen Frankreich — erhaltenen Gelde nicht besser anlegen zu können. Albrecht verkauft Thüringen an den Kaiser Adolph, und der Handel war bald geschlossen. Man wird sich noch vorher erinnern, daß Albrecht seinen Söhnen heilig hatte versprechen müssen, nichts von seinen Ländern zu veräußern, und daß in diesem Falle gewisse bestimmte Grafen das Recht haben sollten, sich aller Plätze und Schlösser zugleich für die Prinzen des Landgrafens zu bemächtigen. Allein, wie bald vergißt der Mensch nicht Versprechungen, denn Hitze der Leidenschaft treibt und quält! Albrecht verkauft ohnerachtet seines Versprechens Thüringen an den Kaiser Adolph.

Man muß sich wundern, daß die andern Fürsten unseres Vaterlandes bei diesen seltsamen Eingrif in alle Rechte stille schwiegen, noch mehr, daß sie bei dem nachher ausgebrochenen Kriege nicht dieser Ungerechtigkeit Albrechts Erwähnung thun. Allein die Verwunderung hört auf, wenn man einsieht, daß eben diejenigen, welche am meisten dagegen streiten sollten, aus den Verwüstungen in Meissen und Thüringen den größten Vortheil zogen. Der König von Böhmen Wenzeslaus hatte, durch Tausch schon einen

Theil von Meissen an sich gebracht, und hoffte Reichsvikarius in Meissen zu werden. Der Kurfürst von Maynz Gerhard konnte glauben, bei den Verwirrungen in Thüringen endlich seine Besitzungen daselbst zu vermehren. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg konnten in ihrer Nachbarschaft gar gern einen Krieg entzündet sehen, wobei sie nichts verlieren, aber zur gelegenen Zeit immer etwas gewinnen könnten. Der Eigennutz ist die Triebfeder der Weltuhr. Außer diesem Bewegungsgrunde hielt anfangs eine lauschende Furchtsamkeit die Fürsten von allen Widerstrebungen bei diesen so widerrechtlichen Kaufe ab. Da hernach ein neuer Kaiser diesen Kauf in der Folge gültig für sich machen wollte, so war es ganz natürlich, daß man den vorigen Kaiser nicht über etwas Vorwürfe machen könnte, welches der itzige selbst für gültig erkennen, und zu seinen Vortheilen ausführen wollte.

Albrecht, dessen Leben wir hier schildern, freute sich höchstens, als er den Kauf berichtigt, und sein Land seinen Söhnen entwandt, und den Kaiser zugewandt glaubte. Allein die Söhne widersprachen diesem Kaufe öffentlich, und die meisten Thüringischen Landstände weigerten sich ebenfalls herzhaft. Albrecht, welcher 12000 Mark Silber für Thüringen, und des Friedrichs Tuta ehemahligen Landes Antheil, bekomen, und sich das Schloß Wartburg bloß auf Lebenszeit zu seiner Residenz vorbehalten hatte, sah auf seinem Schlosse dem einbrechenden

brechenden Kriege ruhig zu. Der Kaiser rückte zu Ende des Septembers im Jahre 1294. in Thüringen ein, und schlug sein Lager bei Eisleben auf. Da er nicht sogleich Gehorsam fand, sondern sich ihm fast jedermann widersetzte, vermehrte seine jugendliche Hitze den Unwillen, und ein schrecklicher Krieg brach aus. Die Einwohner von Thüringen wehrten sich, wo sie konnten, und erschlugen viele Soldaten, wenn sie einzelne Einfälle wagten. Die wechselseitige Wuth stieg aufs höchste, und alles wurde mit Rauben und Mord erfüllt. — Welche Empfindungen möchte doch wohl hier unser Albrecht haben? — Zwar der Grimm seines Herzens läßt uns kein Mitleiden vermuthen. Der Krieg dauerte in seinen grausamen Zerstörungen fort. Die Einwohner flohen aus den Dörfern, und begaben sich in befestigte Städte und Schlösser. Die Grafen aber, denen nach dem letzten Vertrage zwischen dem Landgraf und seinen Söhnen die Aufsicht über jenen übergeben war, widersetzten sich mit Heftigkeit. Adolph fand sich dadurch so beleidigt, daß er ihre Güter und mit Gewalt eroberten Schlösser verheerte. Indessen erhielten die widerspenstigen Thüringischen Grafen von den Söhnen Albrechts neue Hilfe, und besetzten damit ihre Schlösser. Adolph verlor bei verschiedenen Ausfällen viel Volk, und zog sich besonders nach einem großen Verluste durch einen Ueberfall der Feinde, als ein Theil seiner Truppen nach Futterung ausgesandt war, von Mittelhausen nach Mühlhausen, dann zog er gegen die Söhne Alb-

rechts. Diese waren gegen das Heer des Kaisers zu schwach und flüchteten sich. Adolph gieng über Gotha, Erfurt und Weimar nach dem sogenannten Osterlande, wo er Freiburg belagerte und eroberte. Gegen Naumburg war Adolph so erbittert, daß er alle wehrhaften Personen niedermachen, die Festungen zerstören, und die Stadt anzünden ließ.

Das Schrecken wegen dieser Härte bemeisterte sich der vornehmsten Städte in Sachsen. Viele ergaben sich dem nahenden Kaiser freywillig, oder nach einer geringen Gegenwehr. So bemächtigte sich der Sieger der Städte Eulenburg, Pegau, Borna und Leipzig. In dieser letzten Stadt war er noch gegen Ende des Dezembers dieses Jahres 1294. Hierauf begab er sich wiederum gegen den Rhein, weil seine Gegenwart in Sachsen nicht mehr nöthig schien, und im Winter auch nichts ausgerichtet werden konnte. Er ließ unter dem Befehl seiner Generale ein Heer zurück, um die eroberten Städte zu besetzen.

Kaum war Adolph hinweg, als die zwey Prinzen Albrechts neue Versuche machten, das Eroberte wiederum sich zu unterwerfen. Sie nahmen den größten Theil des entrissenen Landes wieder ein, und drängten die noch übrigen kaiserlichen Völker. Adolph kam auf diese erhaltene Nachricht, sobald er konnte, zurück, und brach zum zweytenmale 1295. mit einer sehr starken Armee in Thüringen ein. Die Städte und Dörfer, welche ihm nicht huldigen

wollten, wurden verwüstet und verbrannt; Frankenstein und Salzungen ergaben sich auf Bedingungen. Die Stadt Kreutzburg aber that heftigen Widerstand und hielt eine harte Belagerung aus; nachdem sie vier Wochen vergebens war bestürmt worden, gelang es den Belagerern endlich Feuer in die Stadt zu bringen, wodurch ihr größter Theil in Asche verwandelt wurde. Das Schloß wehrte sich noch einige Zeit, und ergab sich endlich auf Bedingung, dennoch konnte nicht ganz Thüringen erobert werden, ehe der Sommer verstrich, und ein General des Kaisers, Gerlach von Brauberg, blieb zur Erhaltung der eroberten Besitzungen mit einem Heere in Thüringen.

Albrecht der Landgraf sah allein diesen Unruhen und wüstem Kriege mit Gelassenheit, und vielleicht mit geheimen Vergnügen zu. Er opferte der Weichlichkeit und der Verschwendung die Summe auf, die ihm der Kaiser für Thüringen bezahlt hatte. Sein Leben in diesem Zeitpunkte würde keine Unterhaltung für das Interesse des Lesers geben können, wenn die Geschichte auch gleich alle einzelne Umstände aufgezeichnet hätte. Seine Prinzen hingegen erregen Bedaurung. Man wollte ihnen mit der Gewalt der Waffen jetzo nicht allein Thüringen, sondern auch Meissen rauben. So eifrig und muthig sie sich auch in Vertheidigungsstand zu setzen suchten, so wenig sahen sie sich den einbrechenden Schaaren der Feinde gewachsen. Adolph kam mit

dem Anfange des Jahrs 1296, nach Pleissen, um beyde Prinzen anzugreifen. Der Krieg wurde von neuem fortgesetzt, obgleich der Kaiser selbst nicht immer mit seiner Armee gegenwärtig seyn konnte, sondern nach andern Gegenden des Reichs zu gehen sich genöthigt sahe. Die kaiserliche Armee fand in Meissen harten Widerstand. Freiburg wurde bis in den 16ten Monat belagert, und erst bei der Wiederkunft Adolphs eingenommen.

Unter diesen Umständen mußte Adolph nach dem Rheine eilen, wohin ihn die Unruhen in Elsaß riefen, und außerdem ein Anschlag ihm Krone und Szepter zu rauben, angelegt wurde. Das Heer, welches er unter Anführung seines Vetters des Grafen von Nassau, gegen die Söhne Albrechts stehen ließ, litt sehr bald an Geld und Truppen Mangel. Die beyden Prinzen Friedrich und Diezman erfuhren diesen Zustand sehr richtig und faßten neuen Muth, ihre Besitzungen wieder zu erobern. Sie überfielen den Grafen von Nassau in Rochlitz und nahmen ihn gefangen. Da der Kaiser von dem Herzoge von Oesterreich, Albrecht, am Rheine aufgehalten wurde, und seinen Truppen in Meissen weder Geld noch Volk zu Hilfe schicken konnte, so eilten die muthigen Prinzen des Landgrafens in ihren Unternehmungen fort, und eroberten fast alles wieder, was ihnen war entrissen worden. Adolph selbst wurde indessen in einem hitzigen unvorsichtigen Treffen mit dem gegen ihn erwählten Herzog Albrecht von Oesterreich (am 2ten Juli 1298.) getödtet. Nun

schöpften die beunruhigten unglücklichen Söhne des Landgrafen neue Hoffnung. Eine neue Regierung ließ neue Ruhe und Billigkeit vermuthen. Munterkeit und Freuden wechselten nun mit Furcht und Gefahren ab. Endlich glaubte man am Ende der Reihe von Unfällen und Kriegen zu seyn, Landgraf Albrecht hingegen befand sich nun in einer seltsamen Lage. Er hatte sein Land verkauft, und der Käufer war todt. Er hatte es eigentlich nicht verkaufen dürfen, und nun also sein Land gleichsam doppelt verloren. Es fehlten zu der Summe für Thüringen noch 2000 Mark Silbers. Dieses Geld verlangte der Landgraf Albrecht von Nordhausen, und beunruhigte diese Stadt deswegen öfters. Ob er noch Herr von Thüringen wäre, wußte er selbst nicht recht. Der Tod des Kaisers konnte ihm einen Vorwand geben, daß er nunmehr sein Land wiederum besitzen könne. In dieser Verwirrung der Umstände, der Folge des gehässigten Karakters unsers Albrechts gegen seine Prinzen, wandte sich der jüngere Prinz Diezman an den neu erwählten Kaiser, den Herzog Albrecht von Oesterreich, und stellte ihm selbst zu Nürnberg das Elend seiner Familie in ihren Staaten vor. Der Kaiser beantwortete den Vortrag mit keiner Gewißheit.

Nach der Zurückkunft von Nürnberg beeiferte sich sowohl Diezman, als sein Bruder Friedrich, wiederum das Verlorne zu erobern, und sich ihrer Länder zu versichern. Beyde Prinzen unterwarfen sich alle entrissene Städte in Meissen und der umliegen-

den Gegend. Leipzig, Torgau, die vornehmsten Plätze erkannten mit Freude ihre vorige Herrschaft. Adolphs Recht war mit seinem Tode vernichtet, Albrechts des Landgrafen Söhne erlangten den Besitz aller ihrer vorigen Länder in Meissen.

Nicht aber bloß erlangten sie ihre vorigen Besitzungen in Meissen, sondern erweiterten ihre Herrschaft auch in Thüringen. Nach einer noch aufbewahrten Urkunde waren beyde Prinzen im Jahr 1299. bei ihrem Vater den Landgrafen auf dem Schlosse zu Wartburg. Hier errichteten sie eine neue Versöhnung oder schienen vielmehr dem nun ganz unmächtigen Vater zur Einwilligung auf den Besitz von verschiedenen Gütern und Städten in Thüringen genöthigt zu haben. Die Nachrichten von diesen Umständen sind trübe, und nicht ausführlich genug, um den nachforschenden Geschichtschreiber zu befriedigen. Diejenigen, welche von einer vollkommenen Aussöhnung zwischen dem Landgraf Albrecht und seinen Prinzen reden, berufen sich auf Urkunden, aus deren Worten man nichts mit Gewißheit schließen kann, weil diese Worte manchem bei Auslegung unterworfen sind. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Albrecht seinen Prinzen das Recht, in Thüringen sich einer Stadt nach der andern zu bemächtigen, durch die Dürftigkeit seiner Umstände zu überlassen gezwungen wurde. Albrecht war nun 60 Jahr alt, und von Ausschweifungen der Jugend geschwächt; Jedermann verachtete oder haßte ihn. Die offenbare Treulosigkeit gegen seine Söhne, de-

nen er ihr Erbe verkauft hatte, wendete alle Neigung der sittlich Denkenden von ihm ab. Es war ihm nicht möglich, seinen Söhnen sich nunmehr in irgend etwas zu widersetzen. Weder Geld noch Soldaten, noch Ansehen, noch Liebe, nichts unterstützte ihn mehr. Man haßte ihn, und alle Zeitgenossen redeten von ihm mit Unwillen. Selbst in dem Schooße seiner Familie verbreitete sich Verachtung gegen ihn. Seine eigene Gemahlin liebte ihn nicht, sondern gönnte dem Prinzen Friedrich ihrem Schwiegersohne alle Neigung. Es giebt Personen, welche kein Mensch in der Welt liebt, zu diesen wenigen Unglücklichen gehörte Albrecht.

Bei solchen Umständen war es seinen zwey immer verfolgten Söhnen nicht so gar schwer, sich den größten Theil von Thüringen unterwürfig zu machen. Friedrich, der älteste Prinz, machte sich eigentlich zum Herrn dieses Landes, und bekam fast allenthalben, wo er hinkam, neue Unterthanen. Einige Städte verweigerten ihm Gehorsam, unter welchem sich Eisenach hervorthat. Albrecht scheint insgeheim, so viel itzt noch sein Unvermögen erlaubte, die Widerspenstigkeit der Thüringischen Stände angefacht zu haben. Ob er gleich durch verschiedene Verträge zu dieser und jener Ueberlassung von Gütern an seinen Prinzen aus Furcht einer vielleicht gar zu besorgenden Gefangenschaft genöthigt war, so wünschte sein innerer Haß doch nichts so sehr als Schwierigkeiten für seinen Sohn in Absicht des Besitzers von Thüringen. So ver-

flossen beinahe sechs Jahre ohne Veränderungen von Wichtigkeit; mit dem steigenden Alter erschlaffte Albrechts Muth, und mit den Sinnen wurden zugleich die Leidenschaften stumpf. Der Greis haßt nie so brünstig wie der Jüngling. Daher kam es, daß einige Schriftsteller sich eine völlige Versöhnung zwischen unsern Landgrafen und seinen Prinzen vorgestellt haben. Nicht Versöhnung und Liebe, Fahrlässigkeit und Kälte des Alters milderte itzt die Gesinnung des hassenden Vaters, und es durfte sich nur eine Gelegenheit zeigen, so brach der Groll aus. Zwar räumte der Tod einen harten Stein des Anstosses aus dem Wege. Der Liebling Albrechts Apiz starb 1299. und mit ihm der Anlaß zur täglichen Eifersucht der zwey älteren ächten Söhne. Die itzige dritte Gemahlin trug auch sehr viel zur Einigkeit des Vaters und der Söhne bei. Ihre Tochter vom ersten Gemahl, mit welcher sich, wie wir oben erzählten, der älteste Prinz Friedrich vermählt hatte, wurde von ihr ungemein geliebt, und eben so sehr von ihrem Gemahle Friedrich. Die Gemahlin des Landgrafen Albrechts sorgte mehr für die Vortheile ihrer Tochter und ihres Schwiegersohns als ihres eigenen Gemahls, und unterließ nichts, wodurch Eintracht und wenigstens äußerliche Freundschaft erhalten werden konnte.

Man sahe einer dauernden Ruhe entgegen, als auf einmal Albrecht die Aussichten trübte, er beschloß seine längst gehegten Absichten auf Thüringen auszuführen. Die Verwirrungen in Thüringen

gaben ihm längst Gelegenheit, etwas in Absicht dieses Landes zu versuchen. Itzt nach Verlauf von einigen Jahren gieng er nach Fulda, um seinen Endzweck zu erhalten. Er war ohnehin schon durch Abgeordnete von einigen Städten in Thüringen, welche sich nicht an den Prinzen Friedrich ergeben wollten, um Beistand gebeten worden. Um der Unternehmung eine gute gehörige Wendung zu geben, ladete der Kaiser den Landgrafen Albrecht mit seinen beyden Söhnen nach Fulda ein, wo er sich aufhielt. Er hielt in Gegenwart vieler Fürsten hier zu Fulda im Juli des Jahrs 1306. ein Gericht über die Ansprüche der jüngeren Landgrafen, der Söhne Albrechts aus Thüringen, und über den getroffenen Kauf an den Kaiser Adolph. Der alte Landgraf Albrecht erschien zur bestimmten Zeit; seine beyden Prinzen erschienen also nicht, denn sie hatten schon von dem Kurfürsten aus Maynz die Nachricht geheim erhalten, daß der Kaiser zur völligen Vernichtung des ehemaligen Kaufes nicht zu bewegen sey. Der Kaiser konnte so reichen Zuwachs zu seinen Besitzungen nicht gleichgültig weggeben. Er behauptete, daß Thüringen an das Reich verkauft sey, und ihm also nunmehr gehöre. Weil die Abwesenheit der eingeladenen Prinzen einen guten Vorwand gab, so beschuldigte man sie der eigenen Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit ihrer Sache und der Kontumaz. Man beschloß mit der Macht der Waffen die Ansprüche auf Thüringen, welches gekauft worden sey, geltend zu machen, und rüstete sich eifrig, um noch in diesem Jahre mit Krieg Thüringen zu

erobern, und die zwey Prinzen des Landgrafen Albrechts zu demüthigen. Allein der Tod des Königs in Böhmen wandte die Waffen in dieses Land.

Einige Völker Albrechts erschienen dennoch schon am Ende dieses Jahres 1306. in Thüringen. Ein anderes kleines Herr fiel in die Besitzungen des Markgrafens Diezman ein, und verwüstete sie. Die beyden Prinzen des Landgrafen fanden sich bei diesen Vorfällen von ihrem Vater aufs neue beleidiget, doch wurde der öffentliche Ausbruch des Mißvergnügens durch die Klugheit der Gemahlin Albrechts verhindert. Diese liebte ihren Schwiegersohn und ihre Tochter zärtlich, in deren Gesellschaft sie auf dem Schloße Wartburg war, wo sich der Landgraf ebenfalls aufhielt, und in Ruhe dem einbrechenden Kriege zusah.

Sehr zeitig wurde diese Ruhe von dem kaiserlichen General Wildenau gestört welcher mit seinem kleinen Heere das Schloß Wartburg selbst, ehe es etwa in feindliche Hände gerathen möchte, einzunehmen beschloß. Man befürchtete diesen Vorfall desto mehr, da man die Neigung der Landgräfin gegen ihren Schwiegersohn und Stiefsohn kannte und ihrer Schmeicheley bei ihrem Gemahl viel zutraute. Die Furcht war nicht ungegründet. Selbst da das kaiserliche Heer sich vor Wartburg zog, unterhielt sie mit ihrem Prinzen Friedrich eine geheime Verbindung, und Friedrich kam und errettete Wartburg in einem nächtlichen höchstverwegenen Ueberfalle mit

sechzehn Mann. Er trieb die Feinde in einen Wald, aus welchem sie sich nicht eher hervor zu kommen wagten, bis neue Verstärkung von Mühlhausen angelangt war, hierauf griffen sie Wartburg von neuem an.

Ich kann nicht umhin, hierbei eine Anekdote zu erzählen, welche geringfügig scheinen kann, und dennoch so etwas sonderbares hat, daß sie, wie mich däucht, gewiß gefallen wird.

Als Friedrich, dessen wagenden Muth der Leser schon kennt, die Belagerung des Schlosses Wartburg vorhersah, und sich die Feinde näherten, hielt er es für die klügste Wahl, das Schloß selbst zu verlassen, damit er von auswärts auf die Errettung Mittel ausfinden könnte. — Vor acht Tagen aber hatte seine Gemahlin eine junge Prinzessin geboren, welche noch nicht, wegen Mangel des Priesters, getauft war. Er entschloß sich, seine junggeborne Tochter bei Gelegenheit seiner Flucht taufen zu lassen. Er nahm sie mit auf sein Pferd. Die Amme und zwölf Personen folgten mit; unterdessen ward diese ganze Sache denen Feinden verrathen, und sie jagten ihm nach. Friedrich galloppirte so schnell er kann, aber das arme Kind fieng an zu schreyen. Er rufte der Amme, und ließ das Kind stillen; während diesem Aufenthalt kamen einige von den Feinden heran. Er stellte sich gegen sie und schlägt sich mit ihnen herum, bis sie weichen. Hierauf ergriff er die Flucht von neuem, und die Nachjagenden, welche Hilfe bekommen hatten, flogen ihm nach, ohne ihn jedoch

erreichen zu können, weil er so, wie eine Lebensgefahr es forderte, fortflog. Er kam endlich in Tenneberg an, wo er seine Prinzessin vom Abte zu Reinhardsborn taufen läßt. Nachdem er sie in sichere Verwahrung gebracht, eilt er umher, neue Völker zum Entsatze von dem Schlosse Wartburg zusammen zu bringen.

Das Glück begleitete den Heldenmuth, und Friedrich ward bald fähig, mit einem guten Heere dem Schlosse Wartburg zu Hilfe zu eilen, und der Besatzung Proviant zu bringen. Hierauf drang er selbst auf die Feinde los, bekam den Anführer gefangen, und beunruhigte sie sogar in ihren eigenen Befestigungen. Die Strenge des Winters endigte diese Feindseligkeiten. Um diese Zeit, erschien die völlige Katastrophe von dem Leben des Landgrafen Albrechts. Auch die Erzählungen davon sind verschieden. Einige berichten uns, daß Friedrich endlich seinen Vater in Wartburg gefangen genommen, und zu Erfurt in Verhaft bis an seinen Tod gehalten habe. Andere nehmen einen errichteten Vergleich und vollkommenen Vertrag an, wozu bis itzt aber sich noch keine Urkunde findet. Auserdem stand es ja auch nicht in dem Vermögen des Landgrafen mehr, einen Vertrag wegen Thüringen zu errichten, da er das Land schon verkauft und das Geld dafür erhalten hatte. Die Wahrheit liegt in der Mitte derer gegenseitigen Erzählungen, und wir theilen sie dem Leser so mit, wie wir durch hinreichende Gründe, die wir hier ohne die Geduld

zu ermüden, nicht vortragen können, davon vollkommen überzeugt sind.

Die dritte Gemahlin Albrechts war ganz verschieden von der Liebhaberin Kunigunde. Sie besaß weder die Coquetterie derselben, noch Gleichgültigkeit genug, das Betragen des Vaters gegen seine Prinzen zu billigen. Die Liebe zu ihrer Tochter, der Gemahlin des ältesten Prinzen ihres Gemahls und die Neigung zu ihrem Schwiegersohne selbst, einem tapfern, muthigen und tugendhaften Prinzen, lenkte ihren Geist von ihrem eigenen, unartigen Gemahl noch mehr ab. Albrecht sah den abstehenden Karakter dieser itzigen Gemahlin mit seiner vorigen geliebten Kunigunde auch nicht ohne Bewegung an. Er wurde mürrisch aus Verdruß, und unerträglich aus Alter. Die verschiedenen neuern Unfälle, davon er die Ursache war, und die dennoch immer zu seinem Mißvergnügen ausschlugen, beunruhigten ihn unaufhörlich. Die Beschwerlichkeiten des Alters (Albrecht war nunmehr 66 Jahre alt) drückte ihn mit ihrer ganzen Last. Er war gewohnt in Pracht und Ueberfluß zu leben, und itzo fehlten die Einkünfte; Mangel, der an die Stelle des Ueberflusses tritt, ist die schrecklichste Strafe der Welt, die der Weichling leiden kann. Mit diesem Verdruße vereinigte sich die allgemeine Verachtung, jedermann billigte, lobte seine glücklichen Prinzen, indeß er ihn ohne Bedauren betrachtete, und wohl gar über den betrübten Zustand von ihm Zufriedenheit blicken ließ. Nothwendig mußte so ein Schicksal das

Gemüth Albrechts ganz niederschlagen. Da er aber seine Prinzen für die Ursachen aller dieser Begebenheiten und seines ganzen Zustandes hielt, und seinen Unmuth darüber gegen sie selbst doch nicht äussern konnte, so ließ er, wie bei solchem Falle immer gewöhnlich ist, den Ausbruch der Leidenschaften diejenigen fühlen, die um ihn waren. Man erleichtert sich im Zorne, wenn man seine Wirkungen nur ergießen kann, und sollten sie auch Unschuldige treffen.

Bei der Last so vieler Mißvergnügungen und Bitterkeiten faßte die Gemahlin Albrechts den Entschluß, sich von der kleinen Familien-Tyranney und allem Mißvergnügen auf einmal zu befreyen. Der von allen verlassene Albrecht ward von der Gemahlin verrathen.

Sie veranstaltete eine geheime Unterredung mit ihrem Schwiegersohne dem Prinzen Friedrich. Hier wurde der Entwurf gemacht, das Schloß Wartburg in Friedrichs Hände zu überliefern. Abgeredtermassen erschien Friedrich des Nachts in einer bestimmten Stunde vor dem Schloße mit einer getreuen Begleitung. Elisabeth, die Gemahlin Albrechts, ließ ihm durch ihre Getreuen die Thore öffnen, und Friedrich war in dem Augenblicke Meister des Schlosses. Der Vater sah sich in der Gewalt seines Sohnes, und mußte nun jede Verbindung eingehen und thun, was man ihm vorschrieb. Diese That der Landgräfin Elisabeth, und wenn sie auch noch so

viel zu erdulden hatte, warf kein schönes Licht auf ihren Karakter. —

Sobald Friedrich seinen Vater in seiner Gewalt und sein Schloß hatte, ließ er ihn nach Erfurt bringen, wo ihm gewisse Einkünfte von einigen Mayerhöfen daselbst ausgesetzt wurden. Es war nicht nöthig, ihn in einen Verhaft zu bringen, denn er konnte nicht entfliehen, ohne den äußersten Mangel und Hunger zu erwarten. Da er keinen Anhang hatte, so konnte er nichts ausrichten, und die Kunst sich beliebt zu machen verstand er nie; sein hohes Alter hinderte vollends alle Entwürfe und ihren Erfolg. Bis hieher war er immer in allen Fällen unglücklich gewesen, was er gegen seine Söhne unternommen hatte, und nun war er so gar unfähig etwas zu unternehmen. Dürftigkeit, Verachtung und Schmerz umgaben ihn zu Erfurt; er ward ein Privatmann. Seine Gemahlin verließ ihn, und wurde von ihrem Schwiegersohne Friedrich mit allen Vergnügungen und aller Ehre eines fürstlichen Lebens überhäuft. Verschiedene reiche Einwohner von Erfurt, an die Albrecht ehemals Reichthum verschwendet hatte, um ihn seinen Söhnen zu entwenden, ließen noch ihrem vorigen Wohlthäter einiges dankbares Mitleid zufließen, und schenkten ihm verschiedenes zu seiner mehreren Bequemlichkeit. Er durfte nicht mehr als 12 bestimmte Personen bei sich haben; oder man gab ihm vielmehr nicht größeren Unterhalt, als für ihn, und diese bestimmte Anzahl

hinlänglich war. Schwer, unerträglich schwer drückten die Thorheiten der Jugend das Alter.

Mitten unter den Drangsalen der letzten Jahre sah Albrecht noch schreckliche Folgen seiner vorigen Unartigkeit, welche Verwüstung der Länder und hohe Gefahren seinen beyden Prinzen erweckten. Da Albrecht noch diese Vorfälle erlebte, da er unmöglich ohne Empfindung dabei bleiben konnte, so wollen wir hier dasjenige, was bis an seinen Tod noch seinen beyden Prinzen begegnete, und wovon er der Grund war, ganz kurz berühren. Man wird dabei an unsern Fürsten Albrecht zurückdenken, und sich vorstellen, was die unglückliche Vaterseele dabei fühlen mußte.

Gleich mit dem Anfang des Frühlings 1307. schickte der Kaiser Albrecht unter der Anführung des Grafen von Nassau, Philipps, eine fürchterliche Armee gegen die Söhne des Landgrafen Albrechts, welche bis Pegau vorrückte, sich aber hernach bis Lukkau zurückzog. Landgraf Friedrich sammelte mit seinem Bruder Diezman ebenfalls so viel er konnte Völker zusammen. Mit diesen gieng er von Leipzig aus den Feinden entgegen, befahl bei seinem Abzuge unter dem Thore von Leipzig seine Sache Gott, schlug auf sein Schwerdt und ritt seinem Heere muthig voran. Mit gleichem Muthe griff er das kaiserliche Heer bei Lukkau am 31ten May im Jahre 1307. an, und schlug es nach einer tapfern fünf-

kündigen Gegenwehr in die Flucht. Die Früchte dieses großen und vollkommenen Sieges waren ausser denen vielen Gefangenen die Eroberungen von Pegau, Borna und Freiburg. Die Feinde hatten über 4000 Todte auf dem Platze verloren, und ihre ganze Armee war zerstreut. Des Landgrafen Albrechts Prinzen unterwarfen sich nunmehr einen Ort nach dem andern; sie giengen weiter nach Thüringen und breiteten Schrecken und Furcht um sich her.

Kaiser Albrecht aber entbrannte in Zorn, und wollte den Verlust bei Lukkau rächen. Er brach gegen Thüringen auf, unterwegs aber nöthigten ihn neue Veränderungen in Böhmen, sich dahin zu begeben. Indessen bemächtigten sich die beyden Heldenbrüder Friedrich und Diezman noch einer Menge von Städten, setzten ihre Eroberungen fort, und ließen sich allenthalben huldigen. Fast ganz Meissen, Osterland und Thüringen, bis auf wenige widerspenstige Städte erkannten ihre Herrschaft.

Albrecht mußte seine Gefangenen mit vielem Gelde befreyen, und für itzt alle Hoffnung zur Wiedererlangung des Verlornen fahren lassen, weil zu gleicher Zeit Empörungen in der Schweiz entstanden. Der Landgraf Friedrich begab sich nach Freiburg, und richtete daselbst die Ordnung der Regierung ein. Sein jüngerer Bruder Diezman gieng nach Leipzig. Hier hatte er wenige Zeit die Ruhe genos-

sen, als er am 25ten Dezember 1307. von einem Meichelmörder getödtet wurde. Er hatte sich vor Tages Anbruch zu Pferde nach der Thomaskirche dahin begeben, um der Frühmetten beizuwohnen. Er kniete beim Altar nieder und dankte Gott für die erhaltenen Siege, und Befreyung der Länder. Bei dieser heiligen Handlung hatte sich jedermann von seiner Begleitung entfernt.

Als während diesem Gebet ein Gesang angefangen wurde, sprang ein Bösewicht hinter dem Altar hervor, und durchstach den Prinzen mit einem Messer oder Dolche. Der Prinz rief durch sein Geschrey, daß er verwundet worden wäre, einen Zulauf vom Volke herbei, welcher den Mörder in Verhaft namm. Der verwundete Prinz lebte noch bis am dritten Tag. Der Schöpfer dieser abscheulichen That war der Graf von Nassau, welcher vorher von dem vereinigten Heere der beyden Brüder bei Lukkau eine so empfindliche Niederlage erlitten hatte. Friedrich rächte nachher den Tod seines Bruders, und tödtete im folgenden Jahre 1308. bei einen vorfallenden Gefechte den Grafen mit eigner Hand. Durch den Tod des jüngern Bruders Diezmann wurde Friedrich der einige Herr aller Länder, welche der Markgraf Heinrich, Friedrich Tuta und unser Landgraf Albrecht inne gehabt hatten.

Da der Kaiser Albrecht durch die entstandenen Empörungen in der Schweiz dahin zu geben genöthigt war, so konnte er nach Thüringen, und Meis-

sen keine hinlängliche Völker senden, und am ersten May 1308. starb der Kaiser selbst.

Nun entwichen alle Gefahren, und der Landgraf Friedrich unterwarf alles, was noch Widerstand gethan hatte, seiner Bothmäßigkeit. So endigte sich eine Reihe von Unfällen zum Vortheil und größtem Glücke Friedrichs, dem man alles hatte entreissen wollen. Unser alte Landgraf Albrecht sah diese Glücksveränderung als erniedrigter Privatmann zu Erfurt. Er sah seinen Prinzen Friedrich, den er eben am heftigsten gehaßt hatte, in dem Besitze aller derjenigen Güter bestättigt, in deren Entwendung er die größte Beschäftigung seines Lebens gesucht hatte. Er fühlte nun in vollem Maaße die Folgen der Ausschweifungen seiner mittlern Jahre und was für eine gefährliche Sache es sey, zu lieben.

Anfangs haßte er seine Söhne blos aus Schwachheit, da diese ihn hernach selbst zu beleidigen schienen, so verwandelte sich die Schwachheit in Bitterkeit und Groll. Beleidigungen erweckten Gegenbeleidigungen, und daher entspann sich ein Gewebe von wechselseitigen Intriguen und Unternehmungen.

Selbst in dem Karakter Albrechts lag der Samen zu vielen Widerwärtigkeiten. Personen von derjenigen Sinnlichkeit, wie er besaß, sind zur Pracht und Verschwendung geneigt, und dadurch eben erregte er immer die Eifersucht seiner Söhne.

Es war natürlich, daß er, sobald er diese Eifersucht gewahr wurde, aus Entrüstung darüber, sich der Verschwendung überließ, um den Söhnen zu zeigen, wieviel der Vater über sein Vermögen Gewalt habe. Albrecht war nicht kriegerisch, obgleich unruhig. Er stürzte sich in Gefahren, und beraubte sich vorher der Mittel, ihnen Trotz zu bieten.

Der wilde Geist seines Jahrhunderts rührte nur immer die Oberfläche seiner Seele, ächter Muth und wahre Tapferkeit fehlte ihm, daher verlor er immer bei seinen Zeitgenossen im Vergleich mit seinen muthigen tapfern Prinzen. Daher gab die Geschichte ihm einstimmig den Tadel eines unartigen Karakters; und wo er auch noch Entschuldigung verdiente, gönnte man sie ihm nicht. Seine unordentliche Wirthschaft am Hofe verursachte Mangel, welcher allen fürstlichen Anstand beleidigte. Diejenigen, die durch seine Geschenke waren bereichert worden, verließen ihn nach der Mode der Welt am ersten.

Albrecht verließ dieses unruhige und zuletzt so unglückliche Leben zu Erfurt im Jahre 1315. Es hatte über 74 Jahre gedauert, und war durch eine Menge von meistentheils unglücklichen Begebenheiten merkwürdig worden.

Albrecht der Zweyte,
der Lahme.

Er war der vierte Sohn Albrechts des Ersten. Alle seine Brüder hatten mehr Temperament und mehr kriegerisches Feuer als er, und vollendeten vielleicht eben deßwegen früher die Laufbahn ihres Lebens. Er hingegen eines ruhigen Bluts wandelte von Jugend an auf dem Wege des Friedens, suchte mehr seinen Geist mit Kenntnissen eines klugen Staatsmannes, als mit den Künsten, nur brauchbar im Kriege, zu bereichern. Daher vermied er mit Sorgfalt jeden Anlaß zu einer Fehde, bemühte sich, ausgebrochene Zwistigkeiten durch Vergleiche zu heben und beizulegen, und nie nach dem Schwerdte zu greifen, außer wenn die Gerechtsame seines Hauses oder das Wohl seiner Länder nicht anders aufrecht erhalten werden konnte.

Allein so Friede liebend er auch war, so erfüllte er doch seine Pflicht als Bruder und Prinz seines Hauses, wenn es darauf ankam, jene zu vertheidigen, und dieses nicht sinken zu lassen. Als dennoch Friedrich von Bayern eingedrungen war, und

sich zu einer Schlacht gefaßt machte, führte er ihm Verstärkung zu, kam aber so wie sein Bruder Leopold zu spät damit an. Auch bei der Entsetzung von Purgau war er zugegen, und focht gegen die Völker Ludwigs. Nach dem Hinscheiden Leopolds übernahm er die Regierung der Vorländer, nahm die Huldigung im Elsaße und Breisgau und auch im Aargaue zu Baden auf, bestätigte den Ständen ihre Vorzüge und Freyheiten, und ertheilte ihnen auch noch manche neue.

Mit den drey Waldstädten Schwitz, Uri und Unterwalden erneuerte er den von seinem Bruder eingegangenen Waffenstillstand unter den alten Bedingungen, nur der einzige Zusatz wurde hinzugefügt: daß es jedem Theile frey stehen möge, denselben nach Umständen aufzukünden. Ueberzeugt von dem Grundsatze, daß Nachbarn am meisten schaden oder nutzen können, suchte er die umliegenden Fürsten zu Freunden zu machen.

Die Grafen von Burgund waren ohnehin von Seite seiner Gemahlin her mit ihm verwandt; mit dem Grafen Eduard von Savoyen war Leopold, sein verstorbener Bruder, verschwägert; er wollte sich daher den Grafen gleichfalls verbindlich machen, und sorgte für dessen noch ledige Schwester Beatrix väterlich, indem er zwischen ihr und dem Herzoge Heinrich von Kärnthen und Grafen zu Tyrol ein Eheband knüpfte, dabei die Aussteuer bestimmte, die Heurathsverträge entwarf, und sich für alles Bürge

zu seyn erbot. Da ihm als Graf von Pfirt nicht gleichgültig seyn konnte, wer Bischof zu Basel sey, und sich um diese Zeit gerade Johann von Chablais und Hartung, Erzdiakon des Domstiftes, wegen des bischöflichen Stuhls zankten, so erklärte er sich für den ersteren, und schloß mit ihm ein zehnjähriges Bündniß, daß, wenn er den bischöflichen Sitz behaupten würde, er ihm wider alle seine Feinde beistehen, und mit Hartung ohne sein Vorwissen und seine Einwilligung keinen Frieden eingehen wolle, wofür ihm aber er, der Herzog, nach allen seinen Kräften beispringen wolle, und zwar so lange, bis die ganze Stadt Basel ihn zu ihrem Bischofe würde angenommen haben. Albrecht hatte bereits sein 43stes Lebensjahr angetreten, als sein Bruder Friedrich aus der Welt schied, und ihm und Otto die Regierung überließ. Aber er war kaum zwey Monate auf dem Throne gesessen, als ihn die Bosheit heimlicher Feinde durch Gift aus der Welt schaffen wollte. Wirklich wurde es ihm an der Tafel beigebracht, er und Elisabeth, seines Bruders Ottos Gemahlin, genossen davon, diese starb an der Wirkung desselben. Aber Albrechts Natur besiegte die tödtliche Kraft davon, er rettete durch schnelle Hilfe der Aerzte sein Leben, mußte jedoch die Folgen hievon bis ans Ende seiner Tage durch 27 Jahre empfinden, die Gicht lähmte ihn an Händen und Füssen, und man hieß ihn von dieser Zeit an den Lahmen. Er trug seine Leiden mit beispielloser Geduld, und selbst die heftigsten Schmerzen konnten ihn nicht zum Unwillen oder Murren hierüber verleiten.

Die Mörder konnte man nicht ausfindig machen, aber wahrscheinlich waren es eben diejenigen, welche seinen Vater die Speise mit Gift gewürzt und wider seinen Bruder Friedrich sich empört hatten.

In dem Erbfolge-Kriege wegen Kärnthen und Tyrol, wovon schon in der Lebensgeschichte Otto's Erwähnung geschah, konnte er für seine Person nicht im Felde erscheinen, weil eine tödtliche Krankheit ihn hinderte. Nachdem er aber seine Gesundheit wieder erlangt, und auch der Krieg mit Johann von Böhmen wegen Kärnthen und Tyrol geendigt war, unternahm er in Begleitung seiner Gemahlin eine Reise nach dem Oberrheine, theils weil Unruhen in der Landvogtey Lautern entstanden, theils weil zwischen England und Frankreich ein Bruch unvermeidlich schien, welchen er jedoch als Bundesgenosse der Letzteren Macht in Güte zu vermitteln wünschte.

Bevor er aber abreiste, bestimmte er auf das pünktlichste die Art, wie ers während seiner Abwesenheit mit der Landesverwaltung wollte gehalten wissen, begab sich dann auf den Weg, und besuchte zuerst zu Königsfeld seine Schwester Agnes, verwittibte Königin von Ungarn. Von hier aus gieng er als ein gemeiner Pilger gekleidet nach Aachen. Obgleich er unerkannt reisen wollte, so konnte er doch nicht verborgen bleiben, und darum eilten ihm Abgeordnete benachbarter Städte von allen Orten zu, ihn willkommen zu heissen, und ihre Verehrung ihm zu bezeigen.

Ueberall wurde er auf das prächtigste empfangen, aber am ausgezeichnetesten in der Stadt Kölln.

Als er seine Rückreise den Rhein heraufmachte, fand er zu Straßburg ein höchst wichtiges Geschäft zu schlichten. Der Bischof Berthold daselbst hatte einen neuen Domprobsten eingesetzt und war darüber mit seinem Kapitel zerfallen. Die Kapitelherren wollten sich rächen, ließen ihn unversehns durch Bewaffnete im Flecken Haselach aufheben, und hielten ihn wiederrechtlich gefangen.

Albrecht nahm sich des Bischofs an, sammelte Kriegsvolk und rüstete sich zum Streite wider das Kapitel. Sein gewaffneter Ernst bewirkte die Befreyung des Bischofs.

Von Straßburg nahm er seinen Weg abermals über die Waldstädte am Rhein auf Königsfeld zu, besuchte das Grab seines Vaters, dann noch einmal seine Schwester, um ihr ein Lebewohl zu sagen, und reiste von da über Augsburg nach Oesterreich zurück. In Augsburg besprach er sich mit dem Kaiser Ludwig über die Mittel, dessen Versöhnung mit dem Pabste bewirken zu können. Er traf hier auch Johann den Burggrafen von Nürnberg an, dieser forderte als ein Sohn der Nichte des letztverstorbenen Heinrichs von Kärnthen die Herausgabe dieses Herzogthums mit Ungestümm. Ihm gab Albrecht mit aller Gelassenheit zur Antwort: er besitze kein fremdes Gut; er wollte den Eifer und die Hitze des Burg-

grafen auf alle mögliche Art durch glimpfliche Worte besänftigen, aber jener fieng an zu drohen, und reiste dem Herzoge nach Wien nach, wo er im öffentlichen Turniere diesem trotzte. Aber Ulrich Graf von Ettingen nahm es auf sich, ihn zu bereden, Wien zu verlassen, welches auch geschah, wodurch dieser Handel sich endigte.

Da einige Zwistigkeiten mit dem hungarischen König Karl noch nicht beigelegt waren, so arbeitete er jetzt an diesem Geschäfte, es gelang zur beyderseitigen Zufriedenheit. Die alten Verträge mit Oesterreich wurden bei dieser Gelegenheit erneuert, das Schloß Suerezenbach erhielt der Herzog zurück, entsagte aber allen Rechten auf das Schloß Ankenstein.

Um diese Zeit stritten die Bürger in Passau mit ihrem Bischofe um die Oberherrschaft der Stadt. Albrecht verglich beyde Theile, und verschaffte dem Bischofe sein Recht. Dieser ertheilte dem Herzoge und allen seinen Nachkommen die Vogtey über das Bisthum und freyen Ein = und Auszuge in die Stadt und alle Burgen des Bisthums.

Nun machte der Graf Johann von Tyrol Mine, das Herzogthum Kärnthen an sich zu ziehen, und glaubte hierinn glücklich zu seyn, denn er zählte dabei auf seine Macht, die Untreue der österreichischen Burgvögte daselbst, und auf die Abwesenheit des Fürsten. Allein Albrecht erschien persönlich im Lande, und Johannes Entwurf scheiterte eben so

schnell, als er gemacht worden war. Nachdem diese Gefahr abgewendet war, bereiste er das Herzogthum, ordnete zu St. Veit einen allgemeinen Landsfrieden an, verbot jeden Zweykampf, und befahl, daß der Beleidigte vor dem Richter seine Unschuld durch den Eid beweisen, oder aber für schuldig gehalten werden soll; der Beleidiger aber soll, wenn er überwiesen würde, vom Richter gestraft werden. Eine gleiche Sorgfalt bewieß er für die Gerechtigkeit in Krain wo er die schwankenden Gesetze und Gewohnheiten fest bestimmte, und eine bessere Ordnung der Dinge einführte. Da der Patriach von Aquilea Bertrand sich bisher geweigert hatte, dem Herzoge von Oesterreich als neuen Herrn von Kärnthen einige von seiner Kirche abhängige Lehen wieder zu verleihen, so wie sie die vorigen Fürsten von Kärnthen gehabt hatten, so sprach Albrecht auch deßwegen mit dem Patriarchen zu Villach, und wollte ihn zu günstigeren Gesinnungen bereden. Aber seine Beredsamkeit konnte nichts weiter auswirken, als daß über diesen Gegenstand zu einer andern Zeit gehandelt, indessen aber keine Feindseligkeiten von keiner Seite ausgeübt werden mochten.

Aus Kärnthen reiste er nach Steyermark, und verweilte sich einige Zeit zu Grätz. Hier kamen Abgeordnete der Kärnthner ihm nach, und baten ihn ihre Landesordnung nach der Steyermärkischen zu verbessern und einzurichten. Er entsprach willig ihrer Bitte, und nachdem er die verlangte Abänderung getroffen, überreichte er sie den Abgesandten,

sie kehrten froh zurück, lasen sie ihren Landsleuten öffentlich vor, und machten sie kund, hinterlegten sie dann als ein Heiligthum in dem hohen und beinahe unüberwindlichen Bergschloße Osterwitz zum ewigen Vermächtniß für ihre Nachkommen. Den Steyermärkern bestättigte er alle Freyheiten, die ihnen sein Großvater, der Kaiser Rudolph gegeben, und ertheilte ihnen das Vorrecht, daß ohne Beistimmung der Landesbeamten keine neue Münze vom Fürsten sollte ausgeprägt werden, wie es bisher zum Nachtheile des ganzen Herzogthums geschehen sey. Sollte demnach eine Münze nach einer neuen Form beliebt werden, so wäre sie durch fünf aufeinander folgende Jahre ohne Abänderung am Gewichte oder Werthe auszuprägen.

Indem der Kaiser Ludwig noch immer von seinen eigenen Verwandten und besonders von Heinrich dem Herzoge von Niederbayern bekriegt wurde, so entschloß er sich, diesen mit Gewalt zur Ruhe zu bringen. Er lud demnach auch unsern Albrecht ein, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, und versprach ihm, alle jene Eroberungen zu lassen, die Albrecht in Bayern an der östlichen Seite der Salza und Inns machen würde.

Albrecht nahm das Anerbieten an, und erschien mit seinem Kriegsvolke, weil auch um diese nämliche Zeit der Erzbischof von Salzburg, Heinrich, sich feindselig gegen Ludwig bezeigt hatte, so giengen nun beyde Fürsten nach Reichenhall, in Absicht,

auch den Erzbischof Gehorsam zu lehren; Albrecht aber, immer ein Freund des Friedens, machte den Mittler, und erwarb dem Erzbischofe vom erzürnten Kaiser mit vieler Mühe einen zweyjährigen Waffenstillstand. Albrecht that noch mehr, er sagte dem Erzbischofe auch seinen Beistand wider den niederbayrischen Herzog Heinrich zu, welcher das Erzbisthum bedrängte, für diese wichtigen Dienste gelobte der Erzbischof, daß er ohne Einstimmung der Herzoge von Oesterreich weder Freunde noch Bundesgenossen für sich wählen wollte, und das Oesterreich das immerwährende Schutz- und Schirmrecht über Salzburg haben sollte. Der Kaiser und Albrecht machten ebenfalls einen neuen Vertrag, kraft dessen sie sich wechselseitige Hilfe gegen alle ihre Feinde versprachen.

Bis auf diese Zeit hatte Albrecht mit seinem Bruder Otto gemeinschaftlich die Regierung geführt, dieser starb, und Albrecht wurde also Alleinherrscher aller österreich-habsburgischen Länder und Herrschaften, weil die Söhne Ottos noch Kinder waren. Er sorgte für ihre Erziehung mit väterlicher Liebe und Zärtlichkeit, denn er selbst hatte noch keine männlichen Erben, also sah er an ihnen seine künftigen Nachfolger und Oesterreichs Regenten, allein der Himmel segnete ihn, und seine Gattin wurde nach fünfzehn Jahren einer unfruchtbaren Ehe von einem Prinzen glücklich entbunden.

Unaussprechlich war die Wonne des Herzogs hier-

über, aber nicht minder die seiner Völker. Er begieng dieses freudige Ereigniß nicht mit eitlen und unnützen Festins, sondern mit Austheilung reichlicher Allmosen an die Armuth und durch Stiftungen nützlicher Anstalten zum Besten der Dürftigkeit.

Kaiser Ludwig auf die Vergrößerung und Erhöhung seines Hauses bedacht, hatte es eingeleitet, daß die Gräfin zu Tyrol, Margaretha Maultasche, unter einem nichtigen Vorwande sich von ihrem rechtmäßigen Gemahl dem Prinzen Johann von Böhmen trennte, mit dem sie schon acht ganzer Jahre in der Ehe gelebt hatte. Ihre Ehe erklärte Ludwig für nichtig, und er brachte es dahin, daß Margaretha seinen Sohn Ludwig, Markgrafen von Brandenburg, zu ihrem neuen Gemahl erwählte, wodurch Ludwig die Grafschaft Tyrol zu erwerben hoffte. Er ließ sich's auch merken, als gelüste es ihn, nach dem Herzogthum Kärnthen seine Hände auszustrecken, in dessen Besitz er doch die Herzoge von Oesterreich selbst gesetzt hatte.

Albrecht durchsah seinen Plan, reiste ohne Zeitsäumniß nach Kärnthen, und ließ sich neuerdings nach des Landes Herkommen huldigen, gewann dadurch das Zutrauen und die Liebe seiner Bewohner, und mit dieser auch den sichern Besitz.

Bevor Albrecht noch nach Kärnthen abgegangen war, hatte ihn schon der König Johann von Böhmen in Wien besucht, und ihn wider Ludwig den

Markgrafen von Brandenburg einzunehmen getrachtet. Beyde Fürsten hatten sich bei ihrer Unterredung geheim in ein Zimmer verschlossen, und als sie geendigt hatten, fand Johann, der blind war, die Thüre nicht, und Albrecht konnte nicht aufstehen sie ihm zu eröfnen. Beyde mußten daher beisammen verharren, bis die weggeschickten Kämmerlinge zur bestimmten Stunde kamen, und sie nun ihrer Verlegenheit entzogen.

Nach seiner Wiederkunft aus Kärnthen fiel er in eine tödtliche Krankheit, wovon er aber glücklich wieder genaß. Sie wurde der Wirkung eines beigebrachten Giftes zugeschrieben, und ein am Hofe sich befindender Mann gab dem Obristküchenmeister Stibor als den Thäter an.

Der Herzog, der gewöhnlichermassen in allem sehr behutsam war, gieng doch in diesem Falle sehr rasch zu Werke. Er befahl den Stibor in Eisen und Banden zu schlagen, und schickte ihn auf eine Festung nach Kärnthen, wo er in stäter Erwartung seines Todesurtheils ein halbes Jahr bei Wasser und Brod in einem dunkeln Gefängniß schmachten mußte. Endlich kam seine Unschuld an Tag. Der obbenannte Ankläger hatte einen persönlichen Haß auf Stibor geworfen, und ihn eben darum des gräulichen Lasters beschuldiget.

Der Bösewicht wurde also anfänglich in einem eisernen Käfig vierzehn Tage hindurch auf dem ho-

hen Markte zur Schau aufgehangen, und dann bei St. Stephan zwischen vier Mauern auf ewig verschlossen. Der Kaiser Ludwig hatte sich wegen seines Spruches in der Ehesache der Margaretha Maultasche, Gräfin zu Tyrol, neue Feinde gemacht. Der in seinem Sohne beleidigte Vater und König Johann von Böhmen ließ nichts unversucht, den treuen Bundesgenossen Ludwig den König von Frankreich von ihm abwendig zu machen, auch bewirkte er beim Pabste Klemens dem Sechsten einen Bannfluch wider ihn, welchen die meisten Bischöfe Deutschlands in ihren Kirchensprengeln kund machten.

Nicht so benahm sich der Herzog Albrecht, obschon er auch wegen Kärnthens Anspruch Ursache gehabt hätte, mit Ludwig unzufrieden zu seyn; er machte den Mittler abermals und bewog den Pabst ihm zu erlauben, daß der wider Ludwig erlassene Bannfluch in den österreichischen Ländern nicht verkündet werden dürfe. Dadurch erhielt er nicht nur die innere Ruhe in seinen Ländern, während in andern wegen der Bannbulle alles in Gährung war, sondern auch das Ansehen des Kaisers ungekränkt. Eine Fehde, welche Albrecht wegen des Ankaufes der Grafschaft Schelklingen mit dem Grafen von Würtemberg, Eberhart dem Zänker, bekam, endigte sich damit, daß er das Seinige behauptete, und im Besitz der angestrittenen Stadt Ehingen blieb, wann aber, und wie dieser Zwist eigentlich beigelegt und gänzlich abgethan worden, läßt sich aus den Erzählungen

lungen der Geschichtschreiber mit Gewißheit nicht erheben. Fast um die nämliche Zeit, als Albrecht mit Würtemberg kriegte, geriethen zwey mächtige und reiche Familien in Oesterreich und Böhmen die Waldsee und Rosenberg an einander.

Ein Krieg zwischen Böhmen und Oesterreich stand zu befürchten, weil die streitenden Partheyen den größten Einfluß auf diese Länder, und somit auch ansehnliche Anhänger hatten. Allein eine einzige Unterredung Albrechts mit dem Markgrafen von Mähren versöhnte beyde Familien, und alles blieb in Ruhe. Da Albrecht bemerket hatte, daß durch flüchtige Verbrecher aus Oesterreich nach Hungarn, oder aus diesem Reiche nach Oesterreich manchmal der Samen zu Zwietracht zwischen beyden Nationen ausgestreuet, und das nachbarliche gute Einverständniß gestöret worden war, so kam er mit dem hungarischen König Ludwig überein, daß keiner des andern Flüchtige aufnehmen, an der Gränze beyder Länder Wachen gestellt werden sollen, darüber zu halten, und daß der auf irgend eine Art einem oder dem andern Theile zugefügte Schaden durch eigentlich von beyden Nationen erwählte Schiedsrichter geschätzt und vergütet werden soll. Durch diese weise Vorsicht erlangten beyderseitige Staaten Sicherheit, und eine Hauptquelle des Zwistes wurde verstopft. Der König Ludwig war noch immer ein Gegenstand der Verfolgung des römischen Hofes. Man ruhte nicht eher, bis man es bei eini-

gen deutschen Kurfürsten und Ständen dahin gebracht hatte, daß sie den Kaiser seiner Würde zu berauben, und ein anderes Oberhaupt des Reichs zu wählen, sich versammelten, und wirklich zu Rens Karln, den Sohn des Königs Johannes von Böhmen zum römischen König ernannten, ihn auch zu Bonn als solchen krönten.

Dem neu gewählten Könige seinem Vater, und dem Pabste lag nun alles daran, alle Freunde Ludwigs abwendig zu machen, und ihre Parthey zu erheben. Indem nun Albrecht einer der vorzüglichsten Freunde und eine mächtige Stütze Ludwigs war, so reiste Karl nach seiner Krönung zu ihm nach Wien, und beschied auch seinen Eidam den hungarischen König dahin, um den Herzog für sich zu gewinnen, wohl wissend, wenn dieser sich auf ihre Seite wenden würde, seinem Beispiele auch mehrere Freunde Ludwigs nachfolgen, und so der Sache Karls aufhelfen würden. Auch der Pabst ermangelte nicht durch Schreiben in den Herzog zu dringen, Ludwig zu verlassen, und dem neuen König anzuhängen.

Albrecht blieb aber unerschütterlich fest im Bunde der Freundschaft mit Ludwig. Er that noch mehr; er verhinderte in seinen Ländern so gar die Kundmachung der Absetzung desselben, und unterdrückte die deßwegen erlassenen Schreiben. Ihm für seine Freundschaft zu danken, besuchte ihn nach der Abreise der obbemeldten beyden Fürsten, Ludwig selbst

bath ihn, in der Freundschaft zu beharren, und ernannte ihn und die österreichischen Herzoge zu obersten Richtern oder Landvögten in Elsaß, welche Würde schon einige Vorfahren Albrechts daselbst begleitet hatten. Albrecht blieb auch Ludwig getreu bis an dessen Tode, und erst nach diesem huldigte er dem König Karl als seinem Oberhaupte, versprach ihm seine Hilfe gegen jeden seiner Feinde, jedoch nicht wider die Söhne des verstorbenen Kaisers, denn er wollte auch noch nach dem Hinscheiden seines Freundes und Bundesgenossen seinen einmal geschlossenen Vertrag unverbrüchlich halten.

Dieser sein Edelmuth gefiel dem neuen Kaiser so sehr, daß er ihn zum Schiedsrichter seiner Irrungen mit Ludwigs Söhnen erkohr. Albrecht nahm sich seines Schiedsrichteramts mit allem Eifer an, aber er war doch nicht so glücklich, die Mißhelligkeiten zu heben. Daß Albrecht so fest an Ludwig hieng, zeigt ihn uns als einen wirklich edlen und großen Menschen, der über niedrige Leidenschaften erhaben war, denn ungeachtet Ludwig seinem Hause die Kaiserkrone entzogen, es zehn Jahre lang bekriegt, seinen Bruder Friedrich als Gefangenen nicht nach Würde behandelt hat, und ihm selbst Kärnthen zu entziehen bereit war, so vergaß er doch alles dieses, und wurde sein wärmster Freund, nachdem er sich einmal mit ihm verglichen hatte. Er stand für ihn zu einer Zeit, wo es ihm vor-

theilhafter gewesen seyn würde, ihn zu verlassen, indem Ludwig beinahe von ganz Deutschland angefeindet wurde, seiner Würde entsetzet, mit dem Bannfluch des Pabstes beleget, und von den meisten seiner vorigen Freunde hilflos gelassen war.

Albrecht hatte gewünscht in Eintracht und Friede mit allen seinen Nachbarn zu leben, allein dieß glückliche Loos war ihm nicht beschieden. Er wurde von einer Seite zu einem Kriege gezwungen, woher er es am wenigsten vermuthet hatte. In Zürich hatten sich große Unruhen entsponnen. Rudolph Brun, Ritter und Bürgermeister der Stadt, ein unmenschlicher, niederträchtiger und treuloser Demagoge, aus Absicht seine Herrschaft zu gründen, und seine Entwürfe wider die bisherige Verfassung durchzusetzen, hatte viele Geschlechter und Bürger aus der Stadt vertrieben, andere mit Kerker und Geldstrafen belegt, weil sie seiner Herrschaft entgegen sich sträubten. Die Vertriebenen suchten aller Orten Hilf, und dachten auf Rache wider ihn. Eine Verschwörung wurde von ihm entworfen, ihre Freunde in Zürich und einige Ritter in der Nähe der Stadt zur Theilnahme an selber bewogen.

Sie rechneten hauptsächlich viel auf den Beistand Johannes des Grafen von Habsburg Rapperschwyl, eines jungen, feurigen, unbedachtsamen Mannes, dessen Schuld sie zu bezahlen übernahmen. Dieß, und der Wunsch seinen von den Zürichern vor einiger Zeit erschlagenen Vater zu rächen, lockten ihn, dem

Bunde der Verschwornen beizutreten. Ihre Absicht war, die Stadt zur Nachtzeit zu überrumpeln, den Bürgermeister und seinen Anhang zu tödten, und die alte Verfassung wieder einzuführen. Schon befanden sich viele Verschworne in der Stadt, und mit ihnen Graf Johann von Rapperschwyl; schon wähnten sie ihrem Ziele nahe zu seyn, als Verrath sie entdeckte. Die Bürger im Schlosse durch die Sturmglocke mit ihren Weibern und Kindern aufgeschreckt, durch den Bürgermeister angefeuert, eilten zu den Waffen, erschlugen der Verschwornen viel, nahmen andere gefangen, die sie dann auf dem Schaffote bluten ließen. Unter den Gefangenen war auch Johann der Graf von Rapperschwyl, er wurde am Leben geschont, aber ins Gefängniß geworfen. Brun, Sieger seiner Feinde, wüthete nun ärger, als jemals. Er zog mit einem Haufen seiner Anhänger nach Rapperschwyl, verwüstete nicht nur des Grafen Gebiet, sondern nahm auch die Markweg, und nöthigte Oesterreichs Unterthanen den Zürichern Eid und Gehorsam zu schwören, und ungeachtet eines getroffenen Vergleichs kam er nach einiger Zeit wieder, riß die feste Burg Brun und die Mauern von Rapperschwyl nieder, und schleppte sechzig der vornehmsten Bürger der Stadt nach Zürich. Die Rapperschwyler ließen alles dieses geschehen, in Hoffnung damit Ruhe zu erkaufen, jedoch sie betrogen sich sehr; gänzlich entwaffnet, wie sie waren, wurden sie in der strengsten Kälte des Christmonats auf Befehl des Bürgermeisters Brun, dem sie sich auf Eid und Wort ergeben hatten, mit

ihren Weibern, Kindern, Kranken und Alten verjagt, und ihre Stadt bis auf die letzte Hütte in die Asche gelegt. Diese unmenschliche barbarische That des Züricher Despoten mußte demselben nothwendig die Rache mächtiger Nachbarn, und besonders des ohne alle Ursache herausgeforderten Herzogs von Oesterreich, der auch Beherrscher von Rapperschwyl war, zuziehen, die auch Brun befürchtete, und eben darum seinen Anhang beredete, dem Schweizerbunde sich anzuschließen, um sich dadurch wider den Angrif benachbarter Feinde und Oesterreichs zu schützen.

Bei Albrecht klagten die Grafen von Habsburg und Oesterreichs mißhandelte und geplünderte Unterthanen ihr Elend. Auch viele der Züricher, welche mit dem eingegangenen Bündnisse nicht zufrieden waren, weil es nur Brun und der Pöbel geschlossen hätten, forderten ihn auf, die verübten Frevelthaten zu rächen. Albrecht, der bereits vierzehn Jahre seine Vorlande nicht gesehen, und erst einen sechsjährigen Bund mit den Zürichern gemacht hatte, glaubte, er müsse nicht zaudern, sich seiner Blutsverwandten und Lehensleute anzunehmen, und Vorsehung treffen, daß aus diesem Kriege ihm kein größerer Nachtheil erwachse. In Eile zog er demnach einige reisige Haufen aus Oesterreich und der Steyermark zusammen, und brach nach dem Aargaue auf.

In Schwaben und auf dem Schwarzwalde stießen noch einige Grafen mit ihrem Gefolge zu ihm, und

so erschien er im Augustmonat im Jahe 1357. zu Bruck auf der Herrschaft im Eigen. Er versammelte da alle seine Dienstmannen, Vögte und Amtleute aus allen seinen Oberländern, und erzählte ihnen, warum er gekommen, und welche Unbilde er und seine Blutsverwandte erlitten, wie treulos und unmenschlich die Züricher gehandelt, seine Unterthanen durch Gewalt und Betrug des Ihrigen beraubt, Alt- und Neu-Rapperschwyl zerstört, die March weggenommen, und keine Gewaltthat unausgeübt gelassen hätten. „Er verlange daher einen Rath, und ihre Hilfe, die Züricher zu züchtigen." Der ganze Landtag stimmte auf Züchtigung, und die Armee wurde vermehrt. Bevor er jedoch zur öffentlichen Gewalt schritt, wollte er noch gelindere Mittel versuchen, und schickte Bothschaft den Zürichern, „sie möchten einige aus ihrem Mittel nach Bruck senden, mit denen er sprechen könne." Die Abgeordneten derselben erschienen, und er hielt ihnen vor, wie übel sie an ihm gehandelt hatten, er forderte also die Wiederaufbauung der Alt- und Neu-Rapperschwyler, die Zurückgabe der Mark, Genugthuung und Schadloshaltung für sich und seine Unterthanen. Die Züricher weigerten sich, seine billige Forderung zu erfüllen, also rüstete er sich, und zog aus zum Streite mit 16000 Mann, setzte über die Glatt, nahm seine Wohnung in der Herzogen-Mühle, und breitete sein Volk bis an den Vorgraben der Züricher aus.

Die Vorstädte wurden übel mitgenommen, und die Züricher schwebten in großer Gefahr. Allein

Albrecht wollte nicht zerstören, sondern erhalten, durch Gelindigkeit lieber erzielen, was er durch Waffen erzwingen konnte. Also nahm er den Vorschlag einiger Edeln an, den Streit durch Schiedsrichter beizulegen. Von beyden Seiten wurden nun diese gewählt, und dabei bestimmt, wenn sie in ihren Meinungen gleich getheilt seyn sollten, möchte die Königin Agnes zu Königsfelden, die im Rufe grosser Frömmigkeit stand, das End-Urtheil fällen. Bis zum Ausgang der Sache mußten die Züricher Geißeln geben.

Die Schieds-Männer handelten nach strenger Pflicht, untersuchten, prüften, erwogen alle Umstände, Klagen und Forderungen auf das genaueste, legten nach Erkenntniß der Sache Gründe und Gegengründe der Königin vor, und der Ausspruch erfolgte auf Recht. Es wurde erkannt für den Herzog wider die Züricher. Diese unterschrieben den Ausspruch. Der Friede und die Freundschaft zwischen beyden Theilen schien nun durch beyderseitige Einstimmung und das öffentlich errichtete Instrument hinlänglich befestiget, und Albrecht kehrte in diesem Vetrauen nach Oesterreich zurück, wo während seiner Abwesenheit seine Gemahlin Johanna von Pfirt gestorben war, und seine Gegenwart nothwendig schien.

Vermög des also durch Schiedsrichter getroffenen Vergleiches soll dem Herzoge und allen den Seinigen Entschädigung geleistet werden. Vorzüglich aber

sollen die Züricher alle Unterthanen des Herzogs, die sie zu Bürgern angenommen, zurückschicken, und in Zukunft niemals einen derselben ihr Bürgerrecht ertheilen. Auch wurde ausdrücklich in Rücksicht des Schweitzerbundes ausgemacht: „Daß die Schweitzer zu keiner Zeit mit Oesterreichs unterwürfigen Städten, Flecken, Ländern oder Unterthanen überhaupt oder insbesondere ein Bündniß schließen sollen. Diesen Vertrag brachen die Bundsgenossenen zuerst, weil er ihrem Interesse und ihren bösen Absichten nicht zuträglich schien. Dann trugen auch die Grafen von Habsburg durch ihr ungestümmes Anhalten um die Loslassung des Grafen Johannes von Rapperschwyl zum Bruche bei.

Die Schiedsrichter hatten seiner keine Erwähnung gemacht, entweder aus Nachlässigkeit oder Vergessenheit, oder weil sie seine Befreyung leicht zu seyn glaubten, nachdem einmal die schwierigsten Punkte ausgeglichen waren. Nun forderte der Herzog selbst den Grafen zurück, weil der Vergleich ausdrücklich sagte: „Daß alle Diener und Angehörigen Oesterreichs in diesen Begriffen seyn sollen. Der Graf sey sein Vetter und Lehnmann, und somit müsse er auch darunter verstanden werden." Die Züricher hingegen weigerten sich ihn los zu lassen, weil die Urkunde seiner nicht namentlich erwähnte. Der Herzog hierüber böse gemacht, ließ ihre Geißeln in Fesseln legen, und drohte mit Gewalt die Erfüllung des Vertrages zu erzwingen; befahl zugleich, die zwey Flecken und Burgen zu bese-

stigen, damit sie im Winter nicht etwann von den Zürichern, und ihren Bundesgenossen beschädiget werden möchten. Also begann die Fehde neuerdings, wobei sich die Eidgenossen zuerst gewaltthätig bezeigten. Sie bemächtigten sich mit Willen der Bauern, die sie durch das Versprechen der Freyheit an sich gelockt hatten, des Glarner Thales, und zogen es in ihren Bund. Die Züricher verbrannten einige Häuser um Baden, Beranmünster, und sieben Dörfer im Aargaue hatten ein gleiches Schicksal durch die Züricher Bundesgenossen erlitten. Die Oesterreicher zündeten Käseacht an, dafür zerstörten die Luzerner das Schloß Habsburg.

Alle Unterthanen des Herzogs wurden zum Aufstande gereitzt. Albrecht mußte daher wieder nach seinen Oberländern reisen, um den auf sein Eigenthum von allen Seiten losstürmenden Eidgenossen Einhalt zu thun. Nachdem er zu Königsfelden angelangt war, brachte ihm ein ansehnlicher Bürger von Zug, Herrmann, die Nachricht: „die Schweitzer belagerten Zug, und trieben es sehr in die Enge, daher sey schnelle Hilfe vonnöthen, um welche sie als treue Bürger ihn bäten." Albrecht noch nicht vollkommen zum Kriege gerüstet, konnte den Zugern nicht helfen, und mußte sie ihrem Schicksale überlassen. Die von Zug, ihr gänzliches Verderben abzuwenden, ergaben sich ihren Belagerern, und traten in Bund mit ihnen. — Josias Simler und Johann Müller, beyde Eidgenossen erzählen diesen Vorfall nach ihrer Art, und Albrecht erscheint in einem

verhaßten Licht. Nach ihrer Erzählung hätte er den Abgesandten der Zuger, als er die große Sache seines Vaterlandes mit großer Gemütsbewegung vorgetragen habe, mit höhnischer Verachtung angesehen, ihn kaum angehört, und mit einer Falkenmiene gesprochen, welche Gleichgültigkeit des Herzogs der Abgesandte seinen Mitbürgern nicht verschwiegen, worüber sie den Bauern der Eidgenossen ihre Thore geöffnet, und sich mit ihnen für Freyheit und Recht in einen Bund eingelassen hatten. Diese Erzählung trägt das Gepräge der Unwahrheit an der Stirne, weil sie dem edlen Karakter Albrechts widerspricht, und von beyden Geschichtschreibern mit Umständen begleitet wird, die an sich selbst das Falsche ihrer Angaben an Tag legen, und also sie ganz unglaublich machen. Simler schreibt, der Herzog sey in Gegenwart des Zuger Abgeordneten im Kreuzgange des Klosters zu Königsfelden umher spatzirt, und habe seiner wenig geachtet. Es ist aber bekannt, daß Albrecht an Händen und Füssen gelähmt weder allein gehen noch stehen konnte, und immer mußte getragen werden.

Müller hingegen sagt selbst, der Herzog sey noch nicht in gehöriger Verfassung gewesen, als Zug übergieng; er ließ ihn erst hierauf waffnen, eine Steuer auf die Geistlichkeit in Oesterreich zur Bestreitung der Kriegskösten legen, und ihm von den benachbarten Fürsten, Grafen, Bischöfen und Städten Hilfe zuführen. In so einer Lage konnte er es wohl nicht wagen, seine Unterthanen wider die

Macht der Schweitzer zu schützen, und er mußte geschehen lassen, was er nicht hindern konnte. Er durfte auch mit Grund hoffen, durch Bezwingung der Züricher, als den Urhebern dieses ungerechten Krieges das Verlohrne in Frieden wieder zu erhalten. Nachdem er sein Kriegsvolk beisammen hatte, beschloß er, die Züricher anzugreifen. Zehntausend Mann zu Fuß, und zweytausend Speerreuter brachen unter dem Befehl des Grafen Eberhard von Würtemberg gegen Zürich auf, und lagerten sich auf den Höhen bei Höngk. Allein keine wichtige Kriegsthat erfolgte, und Ludwig, Markgraf von Brandenburg, Sohn Ludwigs des Vierten römischen Kaisers, der sich im Heere Albrechts befand, forschte heimlich bei den Zürichern nach ihrer Macht, und was sie zu thun bereit wären, Frieden zu haben. Er ließ sie seiner Gunst versichern, wenn sie Billigkeit hören wollten, und um sie zu überzeugen, sollte sogleich die Belagerung aufgehoben werden. Ob er dieses für sich, oder mit Vorwissen Albrechts gethan habe, weiß man nicht; doch scheint das erste gewesen zu seyn, weil der Graf Eberhard das Kommando verließ, und davon gieng, unzufrieden mit dem, was ohne dessen Willen geschah, und so wurde die Belagerung wirklich am siebenzehnten Tage aufgehoben.

Indessen war auch Albrecht zum Frieden geneigt, und nahm die Vorstellungen des Markgrafen an. Auf einer Zusammenkunft in Luzern wurde man über folgende Friedenspunkte einig: „Die Luzerner „und die von Zürch geben keinen österreichischen

„Landsleuten ihre Burgrechte, und entlassen die „Aufgenommenen ihres Burgeides. Luzern und Un„terwalden leisten, was der Herzog an Rechten und „Gülten bei ihnen besitzt und bezieht. Die Glarner „und Zuger gehorchen fernerhin dem Herzoge, und „leisten ihm Gehorsam. Die Eidgenossen nehmen „keine österreichische Unterthanen in ihren Bund „auf." Diese waren die Hauptartikel des Vertrages, womit Albrecht sich begnügte, und den Frieden abschloß. Er verweilte nach hergestellter Ruhe noch einige Zeit zu Bruck an der Aar, vernahm da die Wünsche seiner Unterthanen, und verbesserte vieles weislich, was der Unfug des Krieges verdorben hatte, schlichtete auch die Streitigkeiten auswärtiger Städte, die sie unter sich oder mit dem Adel ihrer Nachbarschaft hatten; erneuerte das von seiner Gemahlin mit dem Bischofe Johann von Basel getroffene Bündniß auf fünf und zwanzig nachfolgende Jahre, und gieng dann nach Haus durch die Erfahrung zu sehen, ob, wie Guilmann schreibt, die Eidgenossen den Vertrag halten würden.

Buchhein, Landgraf in den Oberlanden, verlangte nach der Abreise im Namen desselben die Huldigung von denen zu Glaris und Zug, und daß sie dem Bunde mit Zürich und den Eidgenossen entsagten, aber sie weigerten sich des letzteren, weil in dem Friedensvertrage der Bund nicht aufgehoben worden sey. Eine sehr kahle Entschuldigung, indem sie wohl wußten, daß sie dem Herzoge als Unterthanen gehorchen sollten, und als solche unmöglich in einem

Bunde mit den Feinden desselben verbleiben, noch auch einen solchen eingehen konnten.

Die Eidgenossen nun durch den Beitritt der Berner stolzer gemacht, stärkten sie in ihrem Starrsinne. Albrecht vernahm, was in seinen Oberlanden vorgieng, er klagte es dem Kaiser Karl dem Vierten bei einem freundschaftlichen Besuche zu Weitra; weil dieser kurz vorher mit ihm ein Bündniß zur wechselseitigen Vertheidigung aller ihrer Länder zu Wien errichtet hatte. Auch brachte Albrecht seine Klagen wider die Eidgenossen auf dem Reichstage zu Worms und bei den deutschen Reichsfürsten vor, er zeigte ihnen, wie dadurch seine Rechte beeinträchtiget, seine Regierung verwirret, und allen übrigen Unterthanen ein Beispiel des Ungehorsams gegeben würde. Der Kaiser trug ihm an, die Sache zu vermitteln, und hielt auch Wort, daß er bei seinem Aufenthalte zu Konstanz die Gesandten der Züricher und Eidgenossen vernahm. Sie beharrten auf der Weigerung, die Glarner und Zuger ihres Bundes zu entlassen; er entließ sie, kam aber bald selbst nach Zürich, und bot beyden Partheyen seinen Ausspruch als obersten Richter. Albrecht verstand sich hiezu ohne allen Vorbehalt, obschon er dabei vieles zu verlieren wagte.

Es war um seine Hof- und Fürstenrechte und um seine Unterthanen zu thun, die ihm seine Eidgenossen entreissen wollten. Die Eidgenossen aber setzten dem Kaiser die Bedingung, sie wollten sich

seinem Ausspruche unterziehen, wenn ihre Bünde in voller Kraft blieben. Karl wurde hierüber ungehalten, erklärte ihren Bund ungültig: „Weil sie „als Reichsglieder ohne die Einwilligung des Reichs„oberhauptes sich unter sich zu verbinden, nicht „Macht und Unfug gehabt hätten, sie möchten sich „daher binnen zweyer Tagen entschließen, seinem „angebotenen Spruche zu gehorchen, oder Krieg zu „gewärtigen." Sie aber gehorchten nicht, sondern entschuldigten sich mit dem: „Sie seyen einfältige Leute und verstünden sich nicht auf Rechte; was aber beschworen sey, das wollten sie halten." Kein anderes Mittel blieb also dem Herzoge übrig, zu seinem Rechte zu gelangen, als das Schwerdt. Und somit rüstete er sich mit großer Macht; er forderte hierzu eine außerordentliche Steuer von allen seinen Ländern, nahm den zehnten Theil des Ertrages aller Weinberge, mahnte alle Ritter und Herren der inneren Erblande, bot alle Dienstmannen und Mannschaft in den Vor- und Oberlanden auf, sich zu einem neuen Kampfe im nächstfolgenden Jahre bereit zu halten.

Auch der Kaiser forderte die Reichshilfe auf, und zog Volk aus seinen eigenen Staaten zusammen. Aber, bevor er noch losschlug, that er den Zürichern den Antrag, daß er die Gerechtsame von Oesterreich, wenn sie ihm Geld geben wollten, erkaufen, und dann die Zuger, Glarner und andere zu des Reichs Handen nehmen und schirmen wolle, wenn's ihnen gefiel. Seine Absicht hiebei mag

wohl diese gewesen seyn, die auf diese Art von Oesterreich erkauften Rechte, sodann den Eidgenossen um einen weit höheren Preis wieder zu verkaufen.

Albrecht erfuhr gar bald den Antrag des Kaisers, er ärgerte ihn, und als er mit andern Reichsfürsten nach Regenspurg kam, hatte er Muth genug, ihm zu sagen: „Er habe ihn um seinen Beistand als „Richter, nicht als Kaufmann gebeten; er sey nicht „gesonnen seine uralten Stammgüter oder sonst ei„nes zu verkaufen; er habe Geld genug, daß er so„gar Karls Länder kaufen könne." Bei der allgemeinen Reichsversammlung brachte er es durch seine gründliche Vorstellung dahin, daß ihm von gesammten Ständen Hilfe zugesagt wurde. Jetzt eilte Albrecht mit seinem Heere voraus, und lagerte sich vor Zürich.

In den ersten Tagen der Belagerung kam Johann der Graf von Rapperschwyl, und bot ihm seine ganze Herrschaft zum Kaufe an. Albrecht gieng den Kauf ein, führte sein Heer nach Rapperschwyl, ließ in Eile die zerstörten Mauern und Burgen und die ganze Stadt schön und fest mit baarem Aufwande herstellen, und versprach allen, die sich darinn ansiedeln würden, viele Vorzüge und Freyheiten. Indessen langten der Kaiser und die Reichsvölker zu Zürich an, Albrecht vereinigte sich mit ihm. Sie lagerten sich vor der Stadt in der Gegend Hirslanden, am Käferberg, und auf der

Spannweide,

Spannweide, verheerten das Land und achteten den Feind sehr gering, darum geschah es auch, daß ausser einigen Scharmützeln und Ausfällen der Belagerten bis in die vierte Woche nichts unternommen wurde, und die große Heeresmacht des Kaisers und Herzogs unthätig blieb, gerade als wäre sie nicht zum Streite, sondern zur Kurzweil gekommen. Dieß kam den Zürichern zu statten. Sie benutzten die Gelegenheit, schickten heimlich einige ihrer vornehmen Bürger ins Lager unter mancherley Vorwand, in der That aber den deutschen Völkern vorzustellen, diese Belagerung sey kein Reichsgeschäft, es betreffe nur einen Zwist des Herzogs von Oesterreich, der eine blühende Stadt sich zu unterwerfen gedenke, der aus Herrschsucht den Krieg angefangen habe, dessen Macht täglich anwachse, und der sich nicht mit ihnen begnügen würde. Sie stellten ferner den deutschen Fürsten und Herren Oesterreichs Macht in einer solchen Riesengestalt dar, daß viele derselben sich schon von diesem Ungeheuer verschlungen zu seyn wähnten.

Die ausgestreute Verläumdung that ihre Wirkung, und als dieses die Züricher merkten, steckten sie auf einem hohen Thurme das Reichspanier aus, zum Zeichen ihrer Treue gegen das Reich, worauf das ganze Reichsheer sogleich aufbrach, und so schnell abmarschirte, daß niemand weiß, wer die ersten oder die letzten gewesen. Der Kaiser selbst war schon vorher mit Rudolph von der Pfalz nach Speyer abgegangen. Albrecht, der ungeachtet seines Greisen-

alters und seiner Gicht dem Feldzuge persönlich beigewohnt hatte, sah sich also auf einmal verlassen. Hierüber mißmuthig übergab er den Befehlshaberstab seinem Landvogte Heinrich von Buchheim, legte Besatzung an die umliegenden Städte und Burgen, und gieng mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg nach Bruck zurück. Da verlobte er seine Tochter Margreth von Mainhard dem Sohn desselben, und schloß ein neues Bündniß mit dem Markgrafen zur Vertheidigung ihrer Länder. Zuletzt ernannte er noch seinen erstgebornen Prinzen Rudolph zum Statthalter aller Ober- und Vorlande, und begab sich dann über Insbruck nach Wien.

Die Oesterreicher und Schweitzer streiften im folgenden Jahre mit abwechselndem Glücke, erschöpften sich ohne die Fehde zu enden. Zwar sandte Albrecht 1500 Reuter seinem Befehlshaber zu, aber diese des Plünderns und Raubens gewöhnt, waren nicht sowohl den Schweizern als seinen eigenen Unterthanen höchst schädlich geworden, und so drang alles auf den Frieden. Er kam mit den Zürichern zu Stande, und es wurde sogar mit ihnen ein Bund zum gegenseitigen Beistand errichtet. Mit den Eidgenossen währte der Streit fort: „Zwar sollen sie nach dem „Ausspruche des Kaisers Zug und Glaris nie als „Blutsverwandte Orte betrachten, oder seine Un„gnade und Krieg erwarten." Aber die Eidgenossen so wie die von Zug und Glaris erwarteten die Folgen. Also blieben Zug und Glaris im Bunde der Eidgenossen, und diese bürgten ihnen durch Eid, sie

nie zu verlassen. Die Fackel des Krieges erlosch, ohne daß ein eigentlicher Friede hierauf erfolgte. So endigte sich diese Schweizergeschichte, wobei Albrecht mehr Mässigung und Nachgiebigkeit als Kraft bewieß, mit größerem Rechte als Erfolge stritt, mehr den Glanz seiner Macht als ihren Nachdruck zeigte.

Albrecht beschäftigte sich jetzt zu Hause vorzüglich damit, die Ruhe seiner Staaten sowohl aussen als innen dauerhaft zu gründen; daher trachtete er nach Möglichkeit sich theils durch Bündnisse zu verstärken, theils alle seine Zwistigkeiten mit andern auszugleichen; diesemnach wurde mit Stephan dem Herzoge von Bayern ein Vertheidigungsbündniß geschlossen, mit dem hungarischen König Ludwig der Freundschaftsbund erneuert, alle alten Verträge abermals bestättigt; ein Vergleich zwischen Ludwig und Margreth der älteren zu Tyrol durch ihn vermittelt; das gute Einvernehmen des Kaisers mit jenem hergestellt; seine eigenen Irrungen mit Karl dem Vierten abgethan, und mit dem Patriarchen von Aquilea aller Zwist verglichen. Dann rief er die österreichischen Stände zu einem Landtage zusammen, verfügte sich mit seinen Söhnen in ihre Versammlung, und ermahnte sie in Gegenwart der Stände: „stets „Einigkeit unter sich zu erhalten, einander hochzu„schätzen und zu lieben, in Oesterreichs Staaten „Hof zu halten, sich unter keinem Vorwande zu „trennen. Sollte jedoch einer aus ihnen anders „handeln wollen, so sollen ihn seine Brüder

„und auch die Stände durch freundliches Zureden zu „recht zu führen trachten, und wolle er sich nicht „fügen, ihn mit vereinigten Kräften und selbst mit „Gewalt dazu zu zwingen. Der Aelteste soll im Na„men Aller, und bei sehr wichtigen Fällen mit ge„meinschaftlichem Rathe der Uebrigen die Länder „regieren, und die allgemeine Wohlfahrt besorgen." Alles dieses wurde schriftlich aufgesetzt, von den Ständen darüber genau als ein Grundgesetz zu wachen, beschworen, und ins Archiv gelegt; und als dieses vollzogen war, ließ er zugleich allen seinen Söhnen die Huldigung leisten. Wäre dieses weise Familiengrundgesetz genau befolgt worden, so würden Oesterreichs Bürger lange Jahre hindurch der süssesten Ruhe genossen haben, die aber durch dessen Uebertretung beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch gestört worden ist.

Ein schreckliches Unglück traf um diese Zeit die Basler, welche mit dem Herzoge als Pfandherren von Kleinbasel schon eine geraume Zeit in Unfrieden lebten. Ein fürchterliches Erdbeben verwandelte ihre Stadt in einen Steinhauffen. Schnell kam hievon die Bothschaft an den Herzog, und unmenschliche Räthe meinten, der Herzog möge sich wohl dieser von Gott geschickten Gelegenheit bedienen, und diese ohnedieß zu Grund gerichtete Stadt, welche ihm schon manchen Aerger gemacht, sich unterwerfen. Albrecht, groß und erhaben, versetzte den gefühllosen Räthen: „Weit sey von mir ei„ne solche Grausamkeit, daß ich gegen Menschen,

„welche Gottes Hand gezüchtiget hat, das Schwerdt „ergreifen, und sie gänzlich zertreten sollte. Lasset „sie erst ihre Stadt wieder erbauen, neue Kräfte „sammeln, und dann, wenn sie uns gewachsen sind, „und es rathsam finden, mit uns zu fechten, wollen „wir wider sie zu Felde ziehen." Mit diesen Worten ertheilte er zugleich Befehl, daß schnell und unverzüglich vierhundert rüstige Bauern aus dem benachbarten Breisgaue mit den nöthigen Werkzeugen versehen, den Baslern zu Hilfe eilen, und den Schutt der eingestürzten Häuser wegräumen sollten. Sein Befehl wurde pünktlich vollzogen, und ein großer Theil der Stadt durch Oesterreichs Bürger gereiniget. Noch im letzten Jahre seines Lebens legte er blutige Zwiste durch seine Klugheit und Weisheit bei.

Die Herzoge von Niederbayern, Stephan, Wilhelm und Albrecht, hatten eine Fehde mit ihrem gewesenen Obristhofmeister, Peter Ecker, und belagerten ihn im Schlosse Natternburg. Ihm sandte der Kaiser Hilfe, und dadurch kam auch er mit dem Herzoge in Streit. Albrecht verglich sie durch seine Dazwischenkunft. Da die Herzoge auch mit Ortulph dem Erzbischofe von Salzburg, und mit Gottfried dem Bischofe zu Passau vereinigt waren, so bewirkte er auch zwischen diesen Eintracht und Frieden. Nachdem er noch zu Passau der Trauung seiner Tochter mit Mainhard von Tyrol beigewohnt hatte, erkrankte er tödtlich, und verschied im sechzigsten Jahre seines rühmlichen Lebens.

Albrecht hatte beinahe dreyßig volle Jahre Oesterreichs Szepter geführt, das Wohl seiner Länder gegründet, ihnen innere Kräfte gegeben, und sein eigenes Haus durch neue Erwerbungen vergrößert. Seine Heurath mit Johanna Gräfin von Pfirt machte ihn zum Erben dieser beträchtlichen Grafschaft, Klugheit und Recht erwarben ihm das Herzogthum Kärnthen, Käufe die Grafschaft Schelklingen und die darinn gelegenen Güter, derer von Waldsee, Weissenhorn, die Schlösser Radegg, Ehrenberg und Stain in Tyrol, die Herrschaft Hornberg und Tryberg in Breisgau, nicht minder die Stadt Villingen auf dem Schwarzwaldgebürge, die Städte Thann und Sennheim, und Rottenburg die Herrschaft in Suntgaue; Rapperschwyl in der Schweitz und endlich die Landgrafschaft in Unterelsaß, wofür er den von seinen Bruder Otto bedungenen Kaufschilling bezahlte.

Er theilte den Dürftigen reichlich mit, und hieß schon bei seinen Lebzeiten der Vater der Armen. Er war von großer Statur, und ein Mann herrlicher Schönheit, bevor ihn die Gicht lähmte; hell war seine Einsicht, stark, und körnigt sein Ausdruck, erleichtet sein Geist durch Weisheit und wissenschaftliche Bildung vor allen seinen Brüdern, geschickt in Unterhandlungen, wie wenige Fürsten seines Zeitalters, und eben darum von Deutschlands Fürsten und Kaisern und auswärtigen Königen zum Friedensmittler gewählt; in ihm erkannte das Reich die Stütze seiner Verfassung, und Ludwig der Vierte die seines Thrones. Kriege führ-

te er nicht, als nur gedrungen aus Noth; aber auch dann steckte er gerne das Schwerdt in die Scheide, so bald nur von Ferne Hoffnung zum Frieden sich zeigte. Obschon oft gequält von den Schmerzen der Gicht bereiste er doch alle seine Länder, sah überall selbst und hörte die Bitten und Klagen seines Volks.

In dem Saale seiner Burg zu Wien saß er für jedermann zugänglich, und vernahm die Beschwerden und Klagen der Gedrückten oder streitenden Partheyen, und befahl dann seinen Räthen schnelle Entscheidung. War ein Richter saumselig in seinem Amte, verwieß er ihm die Saumseligkeit mit strengem Ernste. Außer dem Gerichte war der Ton seiner Regierung mäßig und gelinde, daher drängte sich alles zu ihm, nur um ihn zu sehen. Im Umgange selbst gesellig und angenehm liebte er glimpflichen Scherz und Frölichkeit, denn er wollte gerne dadurch seine Leiden vergessen, und sich aufheitern, weil, ungeachtet seiner männlichen Festigkeit, doch manchmal die körperlichen Schmerzen die Heiterkeit seiner Seele trübten, und vereinigt mit mißlungenen Entwürfen ihm traurige Stunden verursachten.

Ihm schien friedlicher Scherz und frohe Laune ein Bedürfniß, und eben darum konnte er des Umganges seiner Gemahlin fast nicht entbehren, und er fühlte vielleicht aus allen ihm angestossenen menschlichen Zufällen keinen so sehr, als den Verlust dieser seiner holden Lebensgefährtin, die ihm durch ihre aufgeräumte Laune und ihren gereinig-

ten Witz der Wonnestunden viele verschaffte, und dadurch seine Leiden versüßte.

Albrecht hinterließ zu seinen Erben vier Söhne und zwey Töchter. Margretha, die Gattin Mainhards Grafen zu Tyrol, und nach dessen Tode die des Johann Heinrichs von Lüzelburg, Bruder des Kaisers Karl des Vierten. Katharina wurde Nonne des Ordens der heiligen Klara, und starb im Kloster zu Wien.

Dessalines, Kaiser auf St. Domingo
und
Djezzar, Bascha von Acre.

Nie ist es schädlich, wenn neben den Bildnissen großer Männer, die durch ihre Tugenden und vorzüglichen Eigenschaften sich auszeichneten, auch jene aufgestellt werden, welche durch ihre Laster sich verewigten. So wie dadurch die Tugend in desto hellerem Lichte flammt, eben so sehr erscheint dann das Laster in desto gräßlicherer Gestalt, und es ist die erste Strafe großer Verbrechen, daß ihre Thaten vor den Augen der Welt entschleyert werden, und die erste Rache, die man wegen ihrer Abscheulichkeit an ihnen nehmen kann, ist die, sie den Abscheu der Welt Preis zu geben. Man stelle sich mehr als hunderttausend Menschen vor, die fast ganz wild sind, und gewohnt, alle Barbarey zu begehen, welche die Gegenden Afrika's verheeren, wie diese in einer dunkeln Nacht sich auf die ruhigen Kolonisten stürzen, so kann man sich ein Bild jener

fürchterlichen Begebenheit denken, welche in Norden der Insel St. Domingo im Monate August 1791. ausbrach.

Der erste Anführer der Schwarzen, der sich in dieser Laufbahn der Verbrechen auszeichnete, war ein gewisser Lieutenant, der an der Spitze einer Räuberbande sich in den abgelegensten Schlupfwinkeln aufhielt, zur Nachtzeit aus selben hervorbrach, um die Wohnungen zu plündern, und alles ohne Unterschied zu ermorden. Während dem hatte sich eine Armee von verschiedenen afrikanischen Völkerschaften gebildet, welche durch Sprache, Gewohnheit und Farbe verschieden waren, sie erwählten den Afrikaner Biassou zum Oberhaupte ihres Aufstandes, er sah sich in kurzer Zeit an der Spitze eines Heeres von mehr als 60000 Sklaven, welche er auf den nördlichen Ebenen versammelt hatte, und die er nur Pelotenweise zu ungefähr 1000 Mann auf einer Oberfläche von 9 Quadratmeilen zerstreuet, nachdem er sie die fürchterlichsten Eide hatte schwören lassen, ohne Mitleiden alle weissen Bewohner des Landes zu ermorden. Einen ganzen Monat hindurch leuchtete die einst so reiche, durch ihre Wohnungen und Zuckermühlen so blühende Kolonie nur von der Flamme, die das kostbare Eigenthum verzehrte. Bald herrschte der wüthende Biassou nur über einen Aschenhaufen und die Gebeine seiner unglücklichen Schlachtopfer. Die schwarzen Kreolen, das ist, die Eingebornen der Insel, machten eigentlich den Hofstaat des Biassou aus. Diese Schwarzen nannten

sich Grafen Barons, Marquis und Chevalieux; mehrere von ihnen trugen, als Beute ihrer Räubereyen, reiche Kleider, welche sie meisten auf die nackte Haut, ohne Hemd und Fußbekleidung, anzogen. Sie machten dem Biasson unaufhörlich den Hof, gaben Serenaden, Bälle, Gastmähler; überhaupt wurde die Zeit, welche von Morden übrig blieb, den rasendsten Ausschweifungen gewidmet. Wenn sich die Kolonisten vereiniget hätten, wäre es ihnen ein leichtes gewesen, solch ein in Schwelgerey versunkenes Heer aufzureiben, wären sie nicht damal selbst in Faktionen getheilt gewesen. Mit dieser Epoche fängt nun auch die Geschichte des Dessalin an. Er war erst vor Kurzem von dem Küsten von Galiena nach Domingo gebracht worden, wo er bei einem freyen, Eigenthum besitzenden Neger als Bedienter in Diensten stand. Gänzlich mit den Sitten der Europäer, dem Einfluße ihrer Gebräuche, Bildung und Sprache unbekannt, hatte er die ganze Wildheit und Unwissenheit des Klima's beibehalten, in welchem er gebohren worden war. Rache war das einzige Gefühl, welches seine Seele beherrschte, und die erste barbarische That, durch die er die Laufbahn seiner Verbrechen öfnete, war die Ermordung seines Herrn, er eignete sich dessen Nachlaß und Namen zu, da er ehemal Jean Jucques hieß.

Dieser Dessalinus also vereinigte sich nun mit Biasson's Banden, und erhielt das Kommando eines Peloton, mit dem er über die fruchtbarsten und

bewohntesten Gegenden herfiel. Dieser fürchterliche Haufe nahm keine Rücksicht auf Geschlecht, Alter und Stand, mit schrecklichen Martern wurden Greise, Kinder und Mütter hingerichtet, so wurde ein Polizeioffizier, Namens Allen, an die Thüre seiner eigenen Wohnung angenagelt, und ihm Glied für Glied mit Beile abgehauen. Eben dieser Dessalines sie einst einen armen Zimmermann, den er in seinem Zufluchtsorte auffand, bloß auf eine seiner Profession ähnliche Art zu martern, zwischen zwey Bretter befestigen und mitten durchsägen.

Biassau hatte sein Hauptquartier in einer alten Zuckersiederey aufgeschlagen, hier wurde jede Beute, welche von den unglücklichen Kolonisten in die Hände der Barbaren fiel, aufgehäuft, und man erblickte durch einander Uhren und blutige Waffen, mathematische Instrumente und Kessel, Edelsteine, Thierhäute, Menschenköpfe und reiche Kleider. Diese Beute wurde nun allemal an gewissen Tagen unter diejenigen vertheilt, die sich am meisten durch Mordthaten und Mordbrennereyen ausgezeichnet hatten. Das erste, was Dessalines that, war, daß er suchte auf eine ausgezeichnete Art Biassou's Gunst zu erringen. Als daher einst Biassou einige Zeit entfernt war, eilte er, seinen überdachten Plan auszuführen. Er gieng auf einen Theil der Insel los, wo der Aufstand seine Verheerungen noch nicht verbreitet gehabt hatte, und es gelang ihm 300 Gefangene, meistens Weiber, Kinder und Greise, gemacht zu haben, die er in Ketten nach Biassou's Lager

schleppte. Ehe nun dieser zurückkam wurden alle diese Schlachtopfer umgebracht, und ihre Köpfe auf spitzige Stangen gesteckt, welche den ersten Hof von der Wohnung des Anführers umgaben. Als Biassou zurückkehrte, äußerte er die größte Freude über diesen gräßlichen Anblick, und da er erfuhr, daß Dessalines ihm dieses herrliche Schauspiel bereitet habe, lobte er seinen Diensteifer, und nahm ihn unter seine Garde auf.

Während dieß vorgieng, erschien Toussaint Louvertüre im Lager des Biassou. Dieser Negersklave war auf der Pflanzung von Breda geboren; er hütete in der früheren Jugend Vieh, und sowohl die Langeweile, die er dabei hatte, als auch seine natürliche Lebhaftigkeit brachte ihn auf den Gedanken, Lesen und Schreiben zu lernen, welche Kenntnisse ihm unter den Schwarzen die größte Achtung erwarben. Das Gerücht von seinen Talenten und seiner Wissenschaft gelangte zu dem Herrn Bayou de Libertos, dem Verwalter der Pflanzung von Breda, der ihn um seine aufkeimende Ehrliebe zu reizen, zu seinem Kutscher machte.

Nun brach die Revolution aus, Toussaint schien weit entfernt zu seyn, hieran Antheil nehmen zu wollen, er lauerte nur, bis er die wichtigen Fortschritte der Schwarzen sah, denen er nicht so viel zugetraut hatte, dann entfloh er, und gieng nach Biassou's Lager, der ihn voll Freude aufnahm, ihn bei verschiedenen Gelegenheiten brauchte, und dann

zum Garde-Kapitän ernannte. Von diesem Augenblicke fieng Toussaints Verbindung mit Dessalines an. Nun fuhren die Schwarzen fort, die schrecklichsten Grausamkeiten auszuüben, und Dessalines, ein in Peinigungen erfindungsreicher Kopf, erhielt allemal die Anordnung der Martern für die in Gefechten gefangenen Weissen. Wenn nun der hiezu bestimmte Tag angebrochen war, wurde die ganze Armee auf einen einzigen Punkt versammelt, ungefähr eine Viertelstunde vom Hauptquartier. Es war eine kleine Fläche rings umgeben mit einer hüglichen Erhöhung, die eine Art von Amphitheater bildete, auf diesen Hügeln nahmen die Schwarzen Platz, so, daß der große Raum in der Mitte zur Exekution übrig blieb. Mit den alten Weissen wurden die Martern angefangen, diese waren auch die grausamsten, weil man glaubte, sie hätten auch die Neger länger als die andern gequält. Man hieng sie am Kiene an spitzige eiserne Hacken, die an acht Fuß hohen hölzernen Pfählen befestigt waren, und ungefähr 20 Zoll hervorsprangen, hier mußten die Unglücklichen oft länger als zwölf Stunden hängen, und den Tod erwarten, weil ihre Henker durch eine unerhörte Grausamkeit von Zeit zu Zeit die Schlachtopfer aushakten, und dann wieder einhakten, damit sie alle Quaalen des schmerzlichsten Todes empfinden sollten. Jene Weissen von mittlerem Alter, die ungefähr erst zehn Jahre die Insel bewohnten, wurden ungefähr zwey und zwey zwischen Bretter von ihrer Höhe gelegt, fest zusammen gebunden, und mitten von einander gesägt. Den Jüngsten ließ man erst

die Augen mit Haken heraus, und zerstückte sie dann durch Säbelhiebe. Auch die Weiber wurden eben so unbarmherzig behandelt. Oft wütheten sie, besonders gegen die Mütter, rissen ihnen Frucht und Eingeweide aus dem Leibe, zerstückten sie, und zwangen die Armen, diese abscheuliche Mahlzeit zu verschlucken, da man sie ihnen mit Gewalt in den Gaumen hinunter stieß. Die Kinder wurden oft lebendig in mit siedendem Wasser gefüllte Zuckerpfannen geworfen, oder auf dem Roste über glühendes Feuer gelegt.

Während dem bildeten nun Toussaint und Dessalines immer mehr ihre geheimen Plane, sich der Oberherrschaft zu bemächtigen. Die Schwarzen fingen an es zu fühlen, daß es ihrem Anführer Biassou an allen militairischen Kenntnissen gebrach; er sorgte nicht für die Zukunft, und der Hunger ließ unter ihnen ein, und Biassou, der die Unzufriedenheit seiner Leute bemerkte, suchte durch Grausamkeiten und Martern der ihm drohenden Gefahr vorzubeugen, wodurch er nur immer mehr den Unwillen der Seinigen reizte. Toussaint und Dessalines suchten dadurch ihrer Absicht näher zu kommen, daß sie auf der einen Seite den Biassou zu immer mehrerer Grausamkeit gegen seine Leute reizten, im Stillen aber diese eben der Grausamkeiten wegen immer mehr und mehr erbitterten. Unter den Häuptern der Schwarzen zeichnete sich auch noch ein berühmter Neger aus, Namens Jean Francois, welcher gleichfalls ein geheimer Nebenbuhler Biassou's war, obschon er für sich selbst in einer gewissen Unabhän-

gigkeit in demselben lebte. Toussaint theilte nun auch diesem seine Plane mit, und versprach ihm, den Biassou in die Hände zu liefern, wenn er dessen Stelle übernehmen wolle, Jean Francois willigte sogleich darein, und versprach dagegen dem Toussaint das Generalkommando über einen Theil der Armee. Die Weissen, vereiniget durch die Gefahr erhielten nun mehrere Vortheile über die Schwarzen, dadurch sank bei ihnen das Ansehen des Biassou, den sie in ihrem Aberglauben als einen von oben begeisterten und unüberwindlichen Menschen betrachtet hatten. Er selbst hielt sich für einen Diener der Rache des Himmels, und war in diesem Aberglauben so sehr versunken, daß er selbst zuerst erstaunte, und es höchst wunderbar fand, daß seine Unternehmungen nicht immer gelangen. Nun griffen die Weissen mit einer ansehnlichen Verstärkung den Biassou in seinem Lager selbst an, lange dauerte der Kampf, es war das blutigste Treffen, daß seit drey Jahren vorgefallen war, und die Schwarzen zählten mehr als 5000 Todte von den ihrigen.

Dieß benahm nun dem Biassou allen Kredit, als er eines Tages in seinem Zelte ruhte, brachte man ihm plötzlich die Bothschaft, daß sein Lager von einem Korps von mehr als 8000 Schwarzen umringt sey, und Jean Francois sich nähere, ihn gefangen zu nehmen. Biassou ergriff sogleich die Waffen, und befahl seinem Gardehauptmann alles zur Vertheidigung zu ordnen, Toussaint führte zwar alle militäri-

schen

schen Bewegungen aus, statt sich aber zum Streite anzuschicken, gieng er gerade auf den Jean Francois los, und lieferte ihn Biassou ohne Widerstand aus, während Dessalines die Garden beredete, sich nicht zu widersetzen. Biassou wurde seines Ranges als General der Armee der Schwarzen entsetzt, und gefangen nach St. Augustin gebracht, wo er vor Wuth und Kummer starb. Nun traten Toussaint Louvertüre und Dessalines in die Fußstapfen des wilden Biassou, bis andere Vorfälle sie auf einen neuen Schauplatz führten. Der Krieg, der zwischen der französischen und den andern europäischen Mächten ausbrach, hatte nun seine Verheerungen bis in die Kolonien der neuen Welt verbreitet, und die Franzosen von St. Domingo hatten nicht allein gegen die Schwarzen und auch gegen die Engländer zu kämpfen, die sie auf den Küsten beunruhigten, sondern auch gegen die spanischen Kolonien, die ihnen den Krieg erklärt hatten.

Im Jahre 1793. ruften die Spanier auch die Schwarzen von St. Domingo unter ihre Fahnen. Jean Francois, Toussaint Louvertüre und Dessalines leisteten dieser Einladung Folge, Toussaint wurde zum Feldmarschall erhoben, und Dessalines blieb im Generalstabe des letzteren. Der Krieg, den diese drey wilden Männer nun gegen die Franzosen führten, war ein Krieg der Kanibalen. Alle Franzosen, von welcher Farbe sie immer waren, wenn sie der Republik anhiengen, fanden, wenn sie in die Hände

der Barbaren fielen, einen martervollen Tod. Vergebens suchten die französischen Kommissarien die Ruhe nach St. Domingo zurückzubringen; man bot den Schwarzen Friede, Freiheit und Schutz an, welche Anerbietungen nur durch Grausamkeiten beantwortet wurden.

Indessen fiengen die Spanier an, dieser Verbindung abgeneigt zu werden. Toussaint Louvertüre und Dessalines, welche das Ende ihrer Dienste voraussahen, dachten nun darauf, eine andere Parthie zu nehmen, Jean Francois aber blieb Spanien getreu, er lebt jetzt zu Kadix, wo er mit dem Titel auch den Gehalt eines Generallieutenants der königlichen Armee genießt; er lebt hier sehr glänzend. Zehn schwarze Offiziere befinden sich in seinen Diensten, und sein Haus ist der Aufenthalt einer angenehmen Freiheit geworden. Toussaints und Dessaline's Verrätherey gegen die Spanier war mit schrecklichen Umständen verbunden. Wie sie in der Mitte der Spanier erschienen waren, hatten sie sich ihnen gezeigt, die Hände noch triefend von dem Blute der Franzosen, und nun wollten sie bei der Rückkehr zu diesen mit denselben Trophäen erscheinen, und ihnen das Blut der Spanier als Ersatz für das vergossene französische Blut darbringen. Don Joachim Garcia, der Präsident der königlichen Audienz auf St. Domingo hatte dem Toussaint Marmelade unter den Befehlen des Marquis Hermano, eines der bravesten und unterrichtesten Offiziere unter den spanischen Truppen eine Anstellung gegeben. Hier war es, wo

am 25sten Juni 1794. Toussaint, als er die Kirche verließ, aufs Pferd stieg, durch seine Truppen die Spanier, die unter seinen Befehlen standen, umringen ließ, und sie kaltblütig zu morden befahl. Dessalines ließ Männer, Weiber und Kinder über die Klinge springen, die Kirchen wurden geplündert, die Schätze der Regierung und der Privatleute geraubt. Diese schreckvollen Szenen wurden zu Genaives, zu Groß-Marme, zu Dinden und zu Petite-Roviere, so wie in allen Kirchspielen der Insel, die von den Spaniern seit dem Kriege besetzt waren, wiederholt; und erst drey Stunden vor dieser Metzeley hatte Toussaint dem Könige von Spanien den Eid der Treue in die Hände des Don Garcia und des Marquis d'Hermano von neuem abgelegt. Hierauf gieng Toussaint mit seinen Truppen nach Port de Paix, wo er in Gegenwart des Generals Cotienne Laraux, welcher damal Gouverneur von St. Domingo war, der französischen Republik den Eid der Treue leistete. Da dieser General anfangs wenig Neigung hatte dem Toussaint sein Vertrauen zu schenken, und ihn in seinem ganzen Betragen sorgfältig beobachten ließ, so schien dieser das Ende seiner Laufbahn erreicht zu haben. Plötzlich aber brach in der Hauptstadt ein von drey Mulaten-Chefs genährter Volksaufstand aus. Der General Laveaux wurde arretirt, bei dieser Nachricht, wodurch plötzlich die Hoffnungen und die Ehrfurcht des Toussaint wieder erweckt wurden, marschirte dieser schnell mit zehntausend Schwarzen gegen die Capstadt vor.

Man mußte ihm die Thore öffnen, er zog als Sieger ein, wo seine Bemühung war, den General Laveaux zu befreyen, und ihn feierlich wieder in sein Amt als Gouverneur einzusetzen. Diese That machte ihn dem General Laveaux gänzlich ergeben; er wurde Divisions-General und Gouvernements-Lieutenant auf St. Domingo, Mitgenosse der Oberherrschaft, und dadurch in den Stand gesetzt, einen festen Grund seiner Usurpation zu legen. Er ertheilte daher gleich Anfangs seinen Freunden mehrere Gnadenbezeigungen. Dessalines wurde Brigade-General mit dem Kommando über das Quartier von Genaives. Sobald dieser Schwarze sich auf seinen Posten begeben hatte, war es sein erstes Geschäft, daß er sich ein Korps erklärter Mörder schuf, wozu er einen Haufen von Banditen und Räubern erwählte, denen er den Namen der Sanscülotten-Neger, oder der Revolutionsarmee gab. Mit diesen Henkern durchgieng Dessalines sein Gouvernement, wo er willkührlich alle Weissen erwürgen ließ, die ihm auffielen, und nach deren Eigenthum es ihn gelüstete. Dieß war die Epoche, wo eben Toussaint Krieg gegen die Engländer führte, die sich mehrerer Punkte der Insel bemächtiget hatten, und Dessalines beschönigte seine Mordthaten damit, daß er nur die Feinde der Republik gemordet habe.

Dessalines erhielt nun durch Toussaints Bemühungen den Rang eines Divisionsgenerals, wo er das Gouvernement von Genaives fortführte, bis zu dem Zeitpunkte, wo, nachdem die Engländer die

Insel geräumt hatten, und Toussaint Herr der Colonie geworden war, dieser ihm den Oberbefehl über die westlichen und südlichen Departements vertraute.

Dessalines hatte nun unumschränkte Gewalt, und nahm seine Residenz zu Port au Prince; hier erwachte der unversöhnliche Haß, den er allen Weissen geschworen hatte, wieder ganz in seiner Seele. Bloßer Verdacht nun war bei ihm ein Todesurtheil gegen diejenigen, die er traf; fehlte es seinem Blutdurste an einem scheinbaren Vorwande, so erklärte er seine Schlachtopfer als Feinde des Systems, welches Schwarze und Weisse gleich mache, und verdammte sie zum Tode. Merkwürdig ist die Art, wie den Weissen der Tod angekündiget wurde. Er ließ sie vor sich schleppen, that einige Fragen an sie in einer barbarischen Sprache, welche die Unglücklichen nicht verstanden, dann zog er seine Dose aus seiner Tasche, klopfte darauf, und dieß war für seine Trabanten das Zeichen, die Unglücklichen vor seinen Augen niederzuhauen oder niederzuschießen. Gaben die Weissen seinem Blutdurste keine Nahrung, so mußten es selbst die Mitgenossen seiner Greulthaten büssen, denn, wer seine Befehle nicht nach seiner Idee vollzog, wurde von ihm mit eigener Hand an der Stelle niedergehauen. Da er zugleich von Toussaint die Aufsicht über den Anbau der ganzen Kolonie erhalten hatte, so zog er von fünfzig bis sechzig Trabanten umher, und den er nicht gerade bei der Arbeit entwarf, wurde ohne Mitleiden niedergehauen. Mißfiel ihm ein Condukteur, so setzte er ihn

ab, und erwählte den neuen auf eine ihm ganz eigene Art, er ließ nämlich alle Arbeiter zusammen kommen, nahm dann einen heraus, der ihm gerade behagte, und sprach zu ihm: „Ich dich „zum Conducteur dieser Pflanzung ernenne, du „die Neger von der bis zu der Stunde arbeiten „lassest, und selbst dich in Acht nimm, wenn du „meinem Befehle nicht gehorchst." Hierauf fielen seine Garden über den Neuaufgenommenen her, und geißelten ihn, bis das Blut strömweise aus allen Theilen seines Körpers herunterfloß. Viele unterlagen der Marter, und waren also der neuen Stelle nicht werth, die, welche sie überstanden, wurden in ihrem Posten bestätigt, mit der Drohung, sie erschießen zu lassen, wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllen sollten.

Nun entzündete sich ein wüthender Krieg zwischen Toussain und Rigaud, dem Oberhaupte der Mulatten, in dem südlichen Departement dieser Insel. Um den Schimpf des Toussaint zu rächen, ließ Dessalines alle Menschen, ohne Unterschied der Farbe, die sich in den Quartieren von Genaives, St. Marc, und Port au Prince befanden, unter dem Vorwande, als ob sie mit denen dem Rigaud ergebenen Mulatten einverstanden wären, verhaften, und so wurden mehr als fünfzehntausend auf seinen Befehl unmenschlicher Weise ersäuft. Als er nach Rigauds Niederlage in die Stadt Cayes einzog, ließ er unter militärischer Musik bekannt machen, daß alle Frauenspersonen, ohne Unterschied des Alters, Standes

oder der Farbe gemustert werden würden. Sobald diese Unglücklichen versammelt waren, wurden sie in Reihen gestellt, und mußten neben ihm vorbei marschiren; nun fiel er, und vorzüglich über die Weissen, mit Stockschlägen her, so, daß viele, von tödtlichen Streichen getroffen, gleich unter seiner Hand tod blieben. Er hatte dadurch die Weissen zu einem Aufstande reizen wollen, um sie dann insgesammt morden zu können, aber Schrecken hatte aller Herzen so versteinert, daß ihm dießmal sein gräßlicher Entwurf mißlang.

Nun dachte Dessalines darauf, seinem Glücke alle mögliche Festigkeit zu geben. Der Divisionsgeneral Mayse, ein Neffe des Toussaint, war seinen Absichten in dem Wege, und er brachte es dahin, daß dieser sein Gegner unter dem Vorwande, daß er eine Empörung gegen den Gouverneur von St. Domingo habe nähren wollen, erschossen wurde. Während dieser Aktion feyerte er zu St. Marc seine Vermählung mit einer Pracht, die auf die lächerlichste Weise mit der Wildheit der Theilnehmer abstach. Toussaint und seine Gemahlin wohnten selbst bei. Nun aber schien der Augenblick der Rache zu kommen, die französische Regierung hatte in Ansehung des Toussaint sich bisher immer der gelindesten Mittel zur Beruhigung bedient, nun aber sandte sie unter dem Befehle des Generals Linkerd eine Eskadre nach St. Domingo, um ihr Ansehen dort fühlbar zu machen, und Ordnung herzustellen. Als die Franzosen angelangt waren, theilten sie nun ihre

See = und Landtruppen in drey Divisionen, die erste war bestimmt, ein Armeekorps unter dem Befehle des Generals Boudet auf Port au Prince ans Land zu setzen, die zweyte sollte den Angrif auf das Fort Dauphin bewirken helfen, und die dritte war unter dem General Leclere bestimmt, sich der Kapstadt und der angränzenden Quarantaine zu bemächtigen. Gegen den Dessalines sollte besonders die erste Division unter dem General Boudet wirken.

Während nun dieß vorfiel, stellte Dessalines fürchterliche Metzeleyen an. Er ließ zu St. Marc alle französischen Familien aufheben, deren Vermögen schon lange seine Habsucht gereizt hatte, sie wurden nach Verrebes und Grand = Rivierre gebracht, wo sie durch Bajonettstöße geopfert wurden. Die Franzosen hatten nun das Fort Birobon besetzt, und marschirten auf Port au Prince zu, vor dem Thor Leogene standen 4000 Schwarze, von einem geheimen Agenten des Dessalines angeführt. Dieser spann eine Unterredung mit dem französischen Generale an, während dem rief er auf einmal, es sey Befehl angekommen, die Franzosen aufzunehmen, sogleich rückte ein Bataillon derselben vor, und statt des freundlichen Empfangs wurde es mit einem Kugelregen überhäuft. Diese treulose und äußerst niederträchtige Handlung war nun das Zeichen zum allgemeinen Kampfe. Mit Wuth und Erbitterung drangen die Franzosen vor, die Schwarzen wurden niedergehauen, und der Platz erobert, nachdem die flüchtigen Barbaren noch mehrere Weisse

mit sich fortgeschleppt hatten. Dessalines ließ nun la Croix des Connquets, wohin die Franzosen vorrückten, den Flammen übergeben, und verschwand' er gieng über das sogenannte schwarze Gebirge' wand sich nach Leogane, wo alle Weissen getödtet' und der Ort der Flamme Preis gegeben wurde. Dann begab er sich nach Jacmel, hier zwang er alle Einwohner mit dem Dolche in der Hand, eine Adresse zu unterzeichnen, worinn sie bedauern, daß die Regierung des Toussaint Louvertüre aufhöre, endlich begab er sich nach St. Marc, wo alles mit Feuer und Schwerdt verheert wurde. Von da begab er sich mit einer Auswahl von Truppen nach la Crete a Pierot, wo er eine furchtbare Position hatte, deren Befestigung er noch ansehnlich vermehrte.

Hier grief nun der französische Obergeneral mit seiner ganzen Macht die Afrikaner an. Es wurde ein blutiges Gefecht geliefert, wo Dessalines, dem der General Hardy die Gemeinschaft mit der Festung abgeschnitten hatte, und ihn verfolgte, Mittel fand, über den Abhang eines Gebirges zu entfliehen. Bald darauf versuchten die Schwarzen, deren Festungswerke von den Bomben zerstört worden, und deren Lebensmitteln aufgezehrt waren, mit Gewalt durch die französische Linie zu brechen, wo sie aber ihren Tod fanden, und das Fort erobert wurde. Dessalines, allenthalben verfolgt, irrte von weniger Mannschaft begleitet nun von Posten zu Posten, wo er aber durch die Lage der Gegenden sehr begünstiget wurde, die es beinahe unmöglich machte, sich

zu nähern. In dem kurzen Zeitraume von fünf Tagen hatten die Franzosen nicht nur alle vornehmsten Versammlungen der Afrikaner zersprengt, sondern sich auch ihrer Bagage und eines Theils ihrer Artillerie bemächtiget, Schrecken und Verwirrung herrschte allgemein im Lager der Schwarzen. Mehrere Neger-Chefs unterwarfen sich, Toussaint selbst floh von Stellung zu Stellung getrieben in der größten Unordnung in die Wälder mit Abscheu gebrandmarkt von nicht mehr als hundert Mann begleitet, kurz die Ausrottung der Rebellen schien unvermeidlich, als sie zu einem schändlichen Rettungsmittel ihre Zuflucht nahmen. Der erste ihrer Anführer, der durch einen scheinbaren Schritt der Unterwerfung die drohende Gefahr abzuwenden suchte, war Christoph, ein Ungeheuer wie seine übrigen Gefährten. Er versicherte den französischen General, daß er stets ein eifriger Anhänger der Weissen gewesen sey, und alles nur aus Zwang bisher gegen sie habe unternehmen müssen. Man versicherte, daß man stets geneigt sey, zu verzeihen, und daß, wenn er sich auf Gnade und Ungnade ergebe, er nicht Ursache haben werde, es zu bereuen. Nach einiger Zeit willigte Christoph ein, er begab sich allein auf das Cap, schickte alle Landleute, die er bei sich hatte, zurück, und überlieferte seine Magazine und Artillerie. Hierauf folgte bald ein anderer Schritt.

Dessalines hatte den Adjutanten des General Boudet gefangen bei sich; von Wald zu Wald, von Verschanzung zu Verschanzung wurde dieser Offizier

herum geschleppt, und war wohl zwanzigmal in Gefahr gewesen, sein Leben auf eine schreckliche Art zu verlieren. Jtzt ließ ihn Toussaint vor sich bringen, er stellte ihm die üble Lage vor, in der sie sich befänden, bezeugte seine Reue, und machte ihm den Vorschlag, ihn mit einem Versicherungsschreiben an den Generalkapitän zurückzusenden. Zwar hatte man Verdacht gegen Toussaints Reue, da man aber nichts so sehnlich wünschte, als den Greuelszenen ein Ende zu machen, so bewilligte der General Leclerc einen Waffenstillstand, und verlangte, daß Toussaint und die anderen Anführer der Schwarzen sich auf das Cap begeben sollten. Dieß geschah, sie baten um Gnade, und schwuren Frankreich Treue. Der Generalkapitän nahm ihre Unterwerfung an, er befahl dem Toussaint, sich nach einer Pflanzung unweit von Genaives zu begeben, und sandte den Dessalines in eine andere Pflanzung bei St. Marc, beyde mit der Weisung, nie ohne seinen Befehl diese Orte zu verlassen. Diese Unterwerfung geschah nur in augenblicklicher Noth, in geheim war schon alles vorbereitet, um, sobald durch Krankheiten und üble Witterung der Muth der Franzosen geschwächt seyn würde, mit erneuerter Macht hervorzutreten. Dessalines aber hatte hiebei noch seinen eigenen Plan entworfen. Lange schon hatte er einen geheimen Haß gegen Toussaint genährt, er beschloß, diesen aufzuopfern, um allein die Wirkungen seiner Grausamkeiten zu genießen. Dessalines zeigte nun eine gränzenlose Ergebenheit an das Interesse Frankreichs, während Toussaint in Geheim alles zum neuen Auf-

stande der Schwarzen vorbereitete. Dessalines und Christoph entdeckten nun selbst dem französischen General diese geheimen Bemühungen, ein aufgefangener Brief des Toussaint, den man sogleich dem Obergeneral brachte, bestätigte ihre Aussage, und der französische General ließ ihn, um der Sache auf einmal ein Ende zu machen, nebst einigen andern Angeklagten verhaften, und eiligst nach Frankreich einschiffen. Toussaint starb auf der Citadelle zu Besancon, wo er gefangen saß. Er war von mittlerem Wuchse und anscheinend schwacher Konstitution. Er hatte ein lebhaftes und durchdringendes Auge, und da er von Natur mäßig war, so befand er sich auch in einer unermüdeten Thätigkeit. Er ritt sehr gut, und konnte einen ganzen Tag zu Fuß gehen, ohne zu ermüden, daher langte er auch, fast immer allein an dem bestimmten Orte an, weil ihm seine Begleiter bei der ausserordentlichen Schnelle nicht nachkommen konnten. Er legte sich immer angekleidet nieder, und schlief nur kurze Zeit. Seine Gemüthsstimmung war düster und verschlossen, alle seine Handlungen deckte der Schleyer der Verrätherey und Vergessenheit. Sein Carakter war eine Mischung von Fanatismus und Grausamkeit, er wünschte weder die Freyheit der Schwarzen, noch die Herrschaft der Weissen. Er verachtete die Mulatten, die er fast ganz vertilgt hatte, er verachtete die Seinen, die er bloß zu Werkzeugen seiner Ehrsucht brauchte, und die sogleich von ihm aufgeopfert wurden, wenn er seine Gewalt auch nur einen Augenblick bedroht sah. In kurzer Zeit brachen nun hie und da neue

Empörungen aus, die Hitze nahm fürchterlich zu, und es wurde bald unmöglich, irgend eine Bewegung vorzunehmen. Der Marsch war wegen der drückenden Athmosphäre und der rauhen Gegend mit den größten Schwierigkeiten verbunden, Krankheiten rissen ein, die immer fürchterlichere Fortschritte gewannen. Itzt nahmen die Hauptrebellen Dessalines, Christoph und Clerveaux öffentlich ihre Masken ab, und gaben von allen Seiten das Zeichen zum Aufstande. Trotz des muthigsten Widerstandes der französischen Truppen erblickte man aufs neue die Fackeln des Mordbrandes, und hauptsächlich in dem Theile des Nordens, wo Dessalines und Christoph sich befanden, wurden die fürchterlichsten Verheerungen ausgeübt; alles, was die betriebsame Thätigkeit der Bewohner in neuem Flor gebracht hatte, wurde nun ein Raub der Flammen.

Sobald der Obergeneral sah, daß die Witterung ein wenig kühler wurde, entschloß er sich, die Räuber um jeden Preis zu verfolgen, allein Leclerc selbst erkrankte, und starb. Auf das Gerücht von seinem Tode rückten die Räuber, von Dessalines angeführt, mit entsetzlichem Geschrey gegen die Thore des Caps vor, wo sie alles mit Feuer und Schwerdt zu verheeren drohten, allein der Divisionsgeneral Clausel trieb sie zurück, und da die Gefahr immer größer wurde, ordnete man einen allgemeinen Angriff an, in dem Dessalines geschlagen wurde, und sich in die Ebene flüchtete. Von nun an trat dieser Afrikaner nicht mehr im offenen Felde auf, er ließ nur den

einzelnen Anführern seine Befehle zukommen, und bildete sich eine Garde und einen ansehnlichen Generalstab, mit denen er die aufrührerischen Gegenden durchzog, und Mord und Brand anordnete. Aber nicht gegen seine Feinde allein, sondern auch gegen seine eigenen Leute äußerte er seine Grausamkeit. Mehrere Anführer, denen die Treulosigkeit gegen Toussaint bekannt war, hatten es gewagt, ihren Unwillen laut werden zu lassen, andere weigerten sich sein Ansehen zu erkennen, Dessalines bestellte daher eines Tages unter mancherley Vorwande alle Militär-Chefs, auf die er Verdacht hatte, zu sich, und als sie versammelt waren, ließ er sie in seiner Gegenwart von den Garden niederstossen. Ein andersmal hörte er, daß ein Korps von 7000 Schwarzen, von einem Mulatten-Chef angeführt, seinem Befehle den Gehorsam verweigerten, er machte sich sogleich an der Spitze eines auserlesenen Haufens auf, und überfiel und entwaffnete sie, hielt eine Art von Kriegsrecht, und verurtheilte sie zum Tode in den Flammen. Die Unglücklichen wurden gebunden, geknebelt und in verlassene Häuser eingeschlossen, die man anzündete, und wo sie unter entsetzlichem Geschrey umkommen mußten. Während dieser Exekution ergrif das Weib eines der brennenden Unglücklichen Verzweiflung, mit einem Messer bewaffnet drang sie bis zum Dessalines vor, der lächelnd dem Schauspiele zusah, schon wollte sie ihm ein Messer ins Herz stossen, als ihr einer von Dessalines Gefährten den Kopf spaltete. Die Unglückliche hatte drey kleine Kinder, Dessalines ließ sie er-

greifen, und ins Feuer werfen. Durch solche Grausamkeiten brachte er nun seine Gewalt auf den höchsten Gipfel.

Die Franzosen, die in seine Hände fielen, wurden auf eine Art gemartert, deren Schilderung zu schrecklich ist. Kaum war der neue Bruch zwischen England und Frankreich auf St. Domingo bekannt geworden, als der Aufstand immer allgemeiner wurde, die Regimenter der Schwarzen, welche der General Leclere der französischen Armee einverleibt gehabt hatte, entflohen. Die Franzosen sahen sich in allen ihren Stellungen mit einemmale angegriffen, wurden von der Uebermacht zurückgedrängt, und mußten sich in ihre festen Plätze zurückziehen. Sie litten an allem Mangel, keine Hilfe aus Europa und keine Hilfe von den Kolonisten, die von Schrecken ergriffen von allen Seiten ein Land flohen, dessen Elend unübersehbar war, so mußten endlich die Schwarzen siegen; nach und nach kapitulirten alle Plätze der Kolonie, und die Franzosen begaben sich endlich nach Boracou, einer der kubischen Inseln, wo sie von den Spaniern mit Freuden aufgenommen wurden.

Sobald die Insel St. Domingo gänzlich von den französischen Truppen geräumt war, gieng Dessalines mit dem Plane um, alle Weissen der Kolonie gänzlich zu vertilgen, er zog daher einen Truppenkordon, um den unglücklichen Geächteten alle Gemeinschaft mit dem spanischen Antheile, dem einzi-

gen Zufluchtsorte der unglücklichen Kolonisten zu Lande, abzuschneiden, um aber alle seine Maaßregeln auszuführen, mußte er erst noch Anstalten treffen, welche den doppelten Zweck beförderten, sowohl die Kolonisten im sicheren Vertrauen zu erhalten, als auch seinen Agenten Zeit zu lassen, alles zu dem großen Verbrechen einzurichten, das er vorhatte. Er ließ daher in seinem Namen und in dem der Anführer Christoph und Clervaux eine Proklamation kund machen, wovon wir nun hier einige Stellen anführen:

„Die Unabhängigkeit St. Domingo's wird hier„durch proklamirt! Unserer ursprünglichen Würde „wieder gegeben, haben wir unsere Rechte wieder „in Besitz genommen. Wir schwören, sie nie einer „Macht, wer sie auch sey, zu überlassen. Der fürch„terliche Schleyer des Vorurtheils ist gefallen, und „für immer zerrissen. Wehe dem, der es wagen „sollte, die blutigen Stücke wieder zusammen zu „heften! —"

„Eigenthümer von St. Domingo, die ihr in „fremden Ländern umherirrt, wenn wir unsere Un„abhängigkeit verkündigen, haben wir keineswegs „die Absicht, euch zu hindern, daß ihr nicht wieder „in euer Eigenthum zurückkehren könnt, ferne sey „von uns diese ungerechte Idee! wir wissen wohl, „daß es mehrere unter euch giebt, die ihren alten „Irthümern entsagt, ihre ausschweifenden Ansprüche

„aufzegeben,

„aufgegeben, und die Redlichkeit der Sache erkannt „haben, für welche wir in den zwölf letztern Jahren „unser Blut vergossen. Mit allen, die uns Gerech„tigkeit wiederfahren lassen, wollen wir als Brüder „handeln, sie können stets auf unsere Achtung und „Freundschaft rechnen, mögen sie dann zu uns zu„rückkehren."

„Was aber diejenigen betrifft, die berauscht vom „thörichten Stolze eigennützige Sklaven einer straf„baren Anmassung blind genug sind, zu glauben, „sie machten die Krone des menschlichen Geschlech„tes aus, — diese mögen ja nimmer den Boden von „St. Domingo betreten."

„Wir haben geschworen, die Stimme der Milde „bei keinem von denen zu hören, welche uns von „der Sklaverey sprechen könnten. Wenn bei ver„schiedenen Aufständen einige Bewohner, über wel„che wir uns nicht beschweren durften, von einer „kleinen Anzahl von Soldaten oder Landbauern „hingeopfert wurden, die durch das Andenken ihrer „vergangenen Leiden zu sehr verblendet waren, um „fähig zu seyn, gute und menschliche Eigenthümer „von denen zu unterscheiden, welche grausam und „unmenschlich waren, so beweinen wir mit gefühl„vollen Herzen ein so trauriges Ende, und erklären „der Welt, was auch immer von ihnen gesagt wer„den mag, daß diese Mörder ganz gegen unseren „Wunsch und Willen gehandelt haben."

„Itzt aber, da die Morgenröthe des Friedens
„uns die Aussicht in weniger stürmische Zeiten öff-
„net, müssen auch St. Domingo's Angelegenheiten
„eine andere Gestalt annehmen, und seine Regierung
„müsse von nun an die der Gerechtigkeit seyn."

Eine solche hinterlistige Proklamirung mußte alle jene Wirkungen zur Folge haben, welche Dessalines davon erwarten konnte. Viele Kolonisten, welche Schrecken und Verwirrung vertrieben hatten, kehrten auf das schnelleste zu ihrem Eigenthume zurück, und die, welche bisher noch geblieben waren, trafen keine Anstalten zur Flucht mehr, weil sie nun nichts anders glauben konnten, als daß Ruhe und Friede wieder allgemein herrschen werden. Ach hätten doch diese Unglücklichen nur ahnden können, welche Schreckenszenen ihrer warten, und wie diese traurige Sicherheit nur dazu diene, sie desto gewisser dem Beile des Henkers zu überliefern. Während die Aermsten nun wieder Besitz von ihrem Eigenthume nahmen, und mit heiterer Miene den Flor ihrer zerrütteten Umstände wieder zu erringen suchten, beschleunigte Dessalines die Annäherung der schrecklichen Thaten auf alle mögliche Art, er durchzog alle Quartiere der Kolonie, erhitzte die Gemüther der Militärchefs zur grausen That, und versicherte sich ihres Eifers hierinnen durch die furchtbarsten Eide. Als nun alles vorbereitet worden war, als man sicher wußte, daß kein Opfer mehr entrinnen konnte, erschien ein Befehl von Dessalines, der das Signal vom allgemeinen Würgen war.

Der Befehl war folgenden Inhalts: „Der Ge-
„neralgouverneur von Hayti fast in Rücksicht des-
„sen, daß es auf der Insel noch immer Menschen
„giebt, die theils durch Schriften, theils durch ihre
„Anklagen dazu beigetragen haben, daß mehr als
„sechzigtausend unserer Brüder ersäuft, gehangen
„oder erschossen wurden, folgenden Beschluß: daß
„diese Individuen in die Klasse der Mörder gesetzt,
„und dem Schwerdte der Gerechtigkeit überliefert
„werden sollen. Daher wird folgendes verordnet:"

„Die Divisionskommandanten sollen im ganzen
„Umfang ihres respektiven Gebietes alle Personen
„verhaften lassen, von denen man weiß, daß sie
„einen thätigen Antheil an allen den Metzeleyen und
„Morden genommen haben, die während dem letz-
„ten vorgefallen sind. Die Namen und Vornamen
„der gerichteten Personen sollen auf eine Liste ge-
„schrieben, dem Kommandanten en Chef übergeben,
„und dann öffentlich bekannt gemacht werden."

„Der Zweck dieser Maaßregel ist der, allen Völkern
„bekannt zu machen, daß, wenn wir unsern Schutz
„angedeihen lassen, die sich desselben in Rücksicht auf
„Freymüthigkeit und Freundschaft bedienen, wir
„doch durch kein Verhältniß bewogen werden kön-
„nen, unsere Rache von den Mördern zu wenden,
„die sich in dem Blute der Kinder von Hayti ge-
„badet haben."

Welch ein fürchterliches Entsetzen mußte die Einwohner von St. Domingo überfallen, als sie den schrecklichen Befehl zum allgemeinen Morden vernahmen. Sie, die sich nun ganz der Hoffnung zum Frieden überlassen hatten, sahen sich nun auf einmal in den Abgrund der Verzweiflung gebracht, und kein Mittel vor sich, entfliehen zu können, keinen Zufluchtsort auf dieser von allen Seiten mit Mördern bedeckten Erde.

Bald zeigte sich die glühende Ungeduld der Mörder, man wollte anfangs einige Formeln bei der Hinrichtung der ausersehenen Schlachtopfer beobachten, man errichtete scheinbare Tribunale, vor denen sie ihr Urtheil vernehmen sollten, man schien das Todesurtheil nur auf einige einzelne Familien ausdehnen zu wollen, dann wollte man in Ansehung der Weiber, welche im Stande wären, die Arbeiten des Landbaues zu ertragen, Ausnahmen statt finden lassen; doch wurde man bald dieser verstellten Einschränkung überdrüssig, und der Befehl des Mordes breitete sich über die ganze Kolonie aus. Fast drey Monate hindurch dauerte das Würgen von St. Domingo auf eine Art, welche die Menschheit empören muß; so zum Beispiel hatte ein gewisser Lacaussade von Bourdeaux dem Dessalines und seinem Generalstab ein Gastmahl gegeben, nach geendigter Mahlzeit ergriffen ihn die Bösewichte, legten ihn auf die Tafel, und mordeten ihn so, daß jeder ihm in kleinen Zwischenräumen den Dolch in den Leib stieß. Die Ermordung

des übrigen Hausgesindes endete die Szene. Bei dieser Gelegenheit darf auch die That einiger französischen Soldaten nicht unbemerkt bleiben, diese waren als krank in dem Hospitale von Cap zurück geblieben. Kaum vernahmen sie die allgemeine Ermordung der Weissen, als sie, ihre Schmerzen nicht achtend, sich vom Krankenlager aufrafften, bewaffnet hervorstürzten, und ihre Landsleute zu vertheidigen suchten. „Mit uns müßt ihr kämpfen!" riefen sie, nachdem sie vergebens versucht hatten, einen Trupp von Weibern und Kindern dem Tode zu entreissen, und so stürzten sie sich mitten in die Feinde, und fanden einen ehrenvollen Tod. Die wüthenden Mörder verfolgten ihre Schlachtopfer auf den Ebenen, in den Wäldern und Gebirgen; umsonst flehten die Unglücklichen die ganze Natur um Schutz und Hilfe an, die Tugend, die Unschuld, das Alter, die Scham, und alles, was dem Menschen heilig ist, fiel unter den Trupp von Mördern, die mehr entfesselten Tigern als Menschen glichen.

Da die Besitznehmung von St. Domingo durch die Neger einmal geschehen war, die Engländer dieß weder hindern noch ändern konnten, wohl aber eine Handlungsvereinigung für Brittannien von größtem Vortheil wäre, so wurde dem zufolge ein englischer Agent von Jamaika am Bord der Fregatte The Tartar abgeschickt, um dem Dessalines die Bedingungen eines Traktats zu überbringen, dessen Grundlage ungefähr derjenigen ähnlich war, welche zwischen dem Toussaint Louvertüre und dem General Maylant

festgesetzt worden war. Der englische Unterhändler erhielt eine Audienz beim Dessalines, worinn aber dieser gleich so ausschweifende Forderungen machte, daß sie unmöglich zugestanden werden konnten, denn Dessalines bestand auf einer völligen unbeschränkten Handelsfreiheit, und der Bewilligung, daß seine Schiffe so weit segeln könnten, als es ihnen möglich seyn möchte. Weiters verlangte er, die Engländer sollen sich verbindlich machen, ihn mit Waffen, Munition, und sogar mit Negersklaven zu versehen. Länger als fünf Tage brachte der englische Agent und sein Gefolge zu Port au Prince zu, und er konnte nur noch eine zweyte Unterhandlung erhalten, allein sie war eben so fruchtlos. Dessalines machte das Vertrauen gelten, das er der ganzen Kolonie einflößte, so wie auch die Grundsätze der Unabhängigkeit, welche seine Regierung belebten, er versicherte, daß diese Grundsätze ihm nicht erlaubten, Englands Vorschlägen Gehör zu geben. Als der englische Agent ihm den Vorschlag machte, den brittischen Truppen nur allein während des Krieges den Posten des Molo als Gewährleistung seiner Treue zu überliefern, so beantwortete ihn Dessalines verneinend, indem er hinzufügte, er habe Befehl gegeben, alle Befestigung dieses Platzes auf der Seeseite zu zerstören, wie es bereits bei Port au Prince geschehen sey, und daß dieses bei allen andern Plätzen der Kolonie geschehen werde.

Wirklich hatte Dessalines gleich einige Tage nach der Räumung der Insel von den französischen Trup-

pen verlangt, es sollten alle Städte zerstöret werden. Wahrscheinlich hatten ihn damal Furcht und Mißtrauen auf diese Idee gebracht, doch denkt er itzt nicht mehr so, man sieht deutlich, sowohl aus seiner, als seiner Offiziere Lebensweise, daß sie nun eine Menge von Bedürfnissen haben, die sie ehemal nicht kannten, und daß sie alle Bequemlichkeiten des Lebens, so wie des Luxus, außerordentlich lieben. Schöne Meublen, Pretiosen, gute Tafeln und dergleichen lieben sie bereits mehr als die ausschweifenfensten Europäer. Sie werden daher gewiß nicht mehr auf die Laune gerathen, in Felsenhöhlen oder unzugänglichen Gebirgen zu wohnen. Die Städte, die zu einer gänzlichen Zerstörung bestimmt waren, stehen noch, und das Cap befindet sich in eben dem Zustande, wie es der General Leclerc übergeben hatte.

Bei diesem Betragen des Dessalines kehrte der Agent mit denen von ihm gemachten Vorschlägen zurück nach Jamaika, er kehrte nach Verlauf von acht Tagen mit dem Ultimatum der brittischen Regierung nach St. Domingo zurück, welches, einige Modifikationen ausgenommen, von dem ersten Vorschlage wenig unterschieden war. Statt, daß Dessalines seine Forderungen nun vermindert hätte, vergrößerte er noch selbe, er verlangte, daß vor allem und als Präliminar-Artikel England ihm eine Million Pfund Pulver, fünfzigtausend Flinten mit verhältnißmässiger Munition, fünfzigtausend Stück Säbel für die Infanterie und fünfzigtausend für die Kavallerie u. s. w. liefern sollte. Aus diesen unge-

heuren Forderungen konnten sich nun die englischen Agenten leicht überzeugen, daß sie Dessalines blos zum Besten habe, und gar nicht mit ihnen unterhandeln wollte, daher sie auch wieder unverrichteter Sachen abzogen. Nun dachte Dessalines vorzüglich darauf, seine persönliche Existenz zu befestigen und sicher zu stellen. Er versammelte daher die Militär-Chefs, und machte ihnen seinen Willen bekannt, daher denn auch im Monate May 1804. folgende Acte publizirt wurde:

„Wir Generale und Anführer der Armee von „Hayti erkennen dankbar die Wohlthaten, welche „uns durch den Obergeneral J. J. Dessalines, dem „Beschützer der Freiheit, deren das Volk genießt, zu „Theil geworden sind, und ernennen ihn im Na„men der Freiheit, der Unabhängigkeit, so wie im „Namen der Nation, die er beglückt hat, zum Gene„ralgouverneur von Hayiti auf seine ganze Lebens„zeit; wir schwören, daß wir den Gesetzen, die er, „vermög seiner Gewalt, geben wird, gehorchen wol„len, da sie die höchste und oberste ist, welche wir „anerkennen. Wir vertrauen ihm die Macht, Frie„den zu schließen, und Krieg zu erklären, und fort„zusetzen, auch das Recht, sich einen Nachfolger „zu ernennen."

So war nun Dessalines zur Souverainität von Domingo erhoben, und errichtete auf den Trümmern der geschändeten Menschheit seinen Thron.

Dieser Dessalines nun ist ungefähr 46 Jahre alt. Er ist 5 Fuß 2 Zoll hoch. Er hat einen starken Gliederbau, und ist untersetzt. Im Ganzen zeigt seine Physiognomie etwas strenges und wildes, sein Kopf ist dick, und steckt tief in den Schultern, er hat einen wilden Blick, eine sehr platte Nase und dicke Lippen. Seine gewöhnliche Kleidung ist die eines Divisionsgenerals, auch trägt er gemeiniglich einen rothen Gürtel mit Pistolen und Säbel. Er ist listig, heuchlerisch, thierisch, roh und aufbrausend, und über alle Beschreibung grausam. Er selbst geht nie ins Gefecht, er beobachtet nur die Truppen seiner Krieger in der Ferne, und ertheilt seine Befehle darnach. Er kann weder lesen noch schreiben, er unterzeichnet nur blos seinen Namen, und ist in allem Möglichen völlig unwissend.

Djezzar, Bascha von Acre.

So wenig die Schilderung von grausenhaften Thaten Vergnügen erregen kann, so gut ist es doch, solche Züge aufzubewahren, theils um den Physolologen Stoff zu seinen Nachforschungen zu liefern, theils aber auch um dem Erzieher Winke zu geben, wie weit sich die menschliche Natur ohne zweckmäßige Leitung verirren könne.

Achmet, mit dem Beinamen Djezzar, war in Bosnien von christlichen, sehr armen, Eltern gebo-

ren. Sein wilder Karakter zeigte sich schon in seinem Knabenalter, denn er war noch nicht siebzehn Jahre alt, als er ein Mädchen, das er liebte, und dessen Gunst er nicht erhalten konnte, ermordete. Er mußte wegen dieser Mordthat aus seinem Vaterlande fliehen. Er verdüngte sich als Matrose auf ein kleines Fahrzeug, welches nach dem Innern des türkischen Gebiets segelte. Allein seine wilde Gemüthsart, sein unerträglicher Stolz und das gebieterische Wesen, das er in einem so jugendlichen Alter hatte, machten ihn bald bei seinen Kameraden allgemein verhaßt, es kam von Zänkereyen zu Schlägen, und er wurde gezwungen, sein Fahrzeug zu verlassen, wo er erst in Romelien, dann in Natolien herumirrte, dadurch nun befand er sich in der äußersten Dürftigkeit, und er war nahe daran, Hungers zu sterben; um sich nun dem Elende zu entreissen, verkaufte er sich ordentlich an einen türkischen Sklavenhändler, welcher Sklaven nach Egypten führte. Sobald er in Kairo angekommen war, ließ er sich beschneiden, wo er den Namen Achmet erhielt, doch konnte es ihn nicht vom Sklavenstande retten. Da er zum Verkauf ausgestellt wurde, und sein gutes Ansehen und starker Körperbau auffiel, nahm ihn Ali Bay als Soldat zu sich in Dienste; hier konnte sich Achmet durch seine militärische Geschicklichkeit und durch seinen blinden Gehorsam gegen seinen Herrn auszeichnen, besonders bei Blutgeschäften wurde er als Handlanger gebraucht. Wenn es nothwendig war, von einem Bey den Kopf zu haben, oder einen Cachef zu erwürgen, oder ein

Dorf in Brand zu stecken, und dessen Einwohner niedersäbeln zu lassen, durfte man nur Achmeten den Befehl ertheilen, und das Vergnügen Blut zu vergießen, flammte im voraus schon aus seinem Auge. Durch diese Handlungen, welche er mit der kältesten Grausamkeit ausübte, erhielt er von seinen Kameraden und auch von seinem Herrn den Namen Djezzar, welches so viel als Schlachter oder Erwürger bedeutet, und den er auch beibehielt, weil er stolz darauf war, sich einen solchen Ehrentitel errungen zu haben.

In der Folge seines Lebens wurde er Bascha von Acre, und zuletzt zum Unglücke Syriens Statthalter von Barut, und dieß war die Epoche, wo er seinen Blutdurst unverholen zeigte. Bei der Belagerung von Barut wurden eines Tages mehrere Gefangene gemacht, Djezzar ließ sie vor sich bringen, überhäufte sie mit Schmähungen, und ließ sie dann lebendig einmauern, und zwar so, daß der Kopf und die Hände dieser Unglücklichen aus dem Grabe hervorragten, wo sie den Mißhandlungen ausgesetzt waren. Ihre zusammengebundenen Hände wurden wie Pfosten gebraucht, an die man die Pferde befestigte. Djezzar hatte einen jungen Sklaven, den er innig liebte, dieser begieng einen Knabenstreich, eine nur leichtsinnige Handlung, die man sonst leicht übersieht, aber der Wüterich befand sich gerade in einer entsetzlichen Laune, er ließ daher den Knaben vor sich bringen, dieser erschien, und entschuldigte sich zitternd, da er die Blicke seines Herrn auf sich ru-

hen sah. Djezzar beobachtete einige Augenblicke Stillschweigen, dann rief er plötzlich: „Stoßt ihn „hier vor meinen Augen mit dem Dolche nieder." Die Mamelucken, welche ihn umgaben, erschracken vor diesem Befehle, keiner wagte es, ein Kind zu ermorden, welches der Liebling seines Herrn ist. Djezzar, dadurch in Wuth gesetzt, sprang auf das Kind zu, dessen Unschuld und Todesangst machte auf die rauhen Herzen umher Eindruck, alle fielen auf ihre Knie, und Djezzar stand einige Augenblick stille, er schien sich zu beruhigen, warf einen Blick auf das Kind, zog seinen Dolch, und stieß ihn dem Kinde in die Brust.

Glaubte dieser Wüterich, daß ein Einwohner in seiner Statthalterschaft Gold verscharrt habe, so ließ er ihn zu sich kommen, und forderte von ihm eine Summe, welche dem muthmaßlichen Reichthume des Mannes angemessen zu seyn schien; weigerte er sich, oder befand er sich wirklich in der Unmöglichkeit, die verlangte Summe zu liefern, so ließ ihm Djezzar den Bauch und die Fußsohlen zerprügeln; bestand er noch auf seinem Unvermögen, so wurden ihm Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgerissen, oder er auf eine andere Art zu Tode gemartert. Hatte Djezzar nun von dem Manne nichts herausbringen können, so wurde die Frau geholt, und wenn diese nicht entdeckte, wo das Geld war, so ließ Djezzar ihre Brüste durch einen Schraubenstock so entsetzlich und anhaltend zusammenpressen, bis die Unglückliche unter Höllenmartern den Geist aufgab.

Einst waren die Mamelucken bei einer Empörung gegen ihn bis in seinen Harem gedrungen, und nun fühlte er eine Anwandlung von Eifersucht, welche bis zur wüthendsten Raserey stieg. Er entschloß sich daher, alle seine Weiber zu morden, zwar waren bereits die meisten derselben entflohen, aber dennoch waren genug zur traurigen Opferung geblieben. Er selbst bestimmte einer jeden die Todesart. Die, welche am wenigsten schön waren, so wie die Alten, ließ er unter einander in Fahrzeuge werfen, auf die offene See führen, und ersäufen; andere ließ er in lederne Säcke nähen, und in den Meerbusen von Acre werfen. Die, deren Martern er verlängern wollte, mußten erst alle Arten gräßlicher Quaalen erdulden, dann warf man sie lebendig in einen tiefen Brunnen, in dem mehrere seiner vornehmsten Offiziere ihr Grab gefunden hatten, und giftige Dünste von den verfaulten Leichnamen emporstiegen. Die Jüngsten und Schönsten von ihnen wurden von ihm eigenhändig verstümmelt, und ihnen die Bäuche aufgeschnitten. Unter diesen befand sich auch eine von außerordentlicher Schönheit, sie war die jüngste und geliebteste unter allen, diese hob sich Djezzar auf die letzt auf, und ermordete sie auf das grausamste mit eigenen Händen, indem er sich an der gräßlichen Handlung des Mordes recht zu ergötzen schien.

Dieser Mann nun war im Jahr 1803. ungefähr 70 Jahre alt, er war von großer Statur und starken Muskeln, er hatte eine regelmässige und schöne Figur, eine weisse lebhafte Gesichtsfarbe, einen scharfen

Blick und funkelnde Augen. Er war muthig, verwegen, unermüdlich, gähzornig, mässig, unversöhnlich, und zuweilen auch verstellt. Seine Geschicklichkeit und Fertigkeit in körperlichen Uebungen wußte er bis in sein spätes Alter zu erhalten, den Säbel und das Schießgewehr gut dirigiren, einen Dromedar geschickt reiten, und ein wildes Pferd bändigen, verstand er meisterlich. In den schwierigsten und gefährlichsten Augenblicken wußte er geschwind seinen Entschluß zu fassen, und fast immer verdankte er den glücklichen Erfolg seinem Muthe, seiner Kühnheit und besonders der Raschheit, womit er seine Angrifs- und seine Vertheidigungs-Plane ausführte. Er ließ sich bei den viel umfassendsten Entwürfen auch ins Detail der kleinsten Dinge ein, wodurch er die Listigsten überraschte. Er sprach sehr gerne, und wenn die Unterredung etwas lange dauerte, sah man ihn wechselweise von den interessantesten Gegenständen zum Detail, von Geschäften und den ernsthaftesten Materien zu den feinsten Scherzen übergehen, und zwar mit einer Klarheit, mit einer Bestimmtheit und Genauigkeit, welche deutlich bewieß, daß in seinem Kopfe alles auf das bewundernswürdigste geordnet war; so sah man ihn fast in dem nämlichen Augenblick Befehle ertheilen zu Verwaltung seiner Provinz, Befestigungswerke und Bauunternehmungen leiten, einen Plan zum Feldzuge entwerfen, den Bau eines Schiffes anordnen, Blumen pflanzen, den Putz seiner Weiber bestimmen, und das Muster zu einer Stickerey zeichnen. In seinen Sitten war er einfach, und ließ sich bis-

weilen sogar herab, mit den Einwohnern von Acre vertraut umzugehen. Dem Scheine nach mitleidig theilte er selbst den Armen Arzneimittel aus, welche er ihrem Uebel am zuträglichsten fand. Nicht selten ließ er Unglückliche, die vertrauungsvoll zu ihm kamen, an seiner Seite niedersetzen, tröstete sie durch Worte, und reichte ihnen mit eigenen Händen Nahrungsmitteln; auch hatte er beständig in seinem Pallaste ungeheure Kessel mit Reis auf dem Feuer stehen, um die Dürftigen damit laben zu können. Alle Wochen wurde sehr regelmässig eine Summe Geldes unter die Armen ausgetheilt, und doch liebte Djezzar das Geld, und war so sinnreich, es bei denen, die es besaßen, zu entdecken, und sich auf die grausamste Art zuzueignen.

Dieser Tyrann liebte die Schmeicheley, und konnte, so wie alle, denen es an Bildung fehlt, Speichellecken von verdientem Lobe nicht unterscheiden. Da diese seine Schwäche allgemein bekannt war, so bedienten sich diejenigen, die etwas bei ihm durchsetzen wollten, allemal dieses untrüglichen Mittels. Djezzar, der alles verspottete, was auf Erden heilig ist, der seinen Eigensinn und seine Launen als das einzige Gesetz, und seine Leidenschaften zum Führer hatte, war doch allen Vorurtheilen und Pöbelirrthümern unterworfen. Man sah ihn zu gleicher Zeit die meisten Vorschriften der katholischen Religion und das Gesetz der Mahometaner befolgen. Man sah ihn Geister beschwören, Zaubereyen veranstalten, die Gestirne um Rath fragen, Derwische,

Sterndeuter, Zauberer, Aerzte und Marktschreyer, alle wurden auf eine ausgezeichnete Art aufgenommen, und wechselweise bei den einfachsten Handlungen und wichtigsten Vorfällen um Rath gefragt. Djezzar wollte dadurch auf den unwissenden Pöbel wirken; auch hatte er ausspreugen lassen, daß er selbst ein Zauberer sey, daß er durch Hilfe der mit ihm in Gemeinschaft stehenden guten und bösen Geister alles, was gegen ihn angesponnen werde, entdecken könne, und so im Stande sey, alle seine Feinde leicht zu vernichten. In Syrien, auf den Gebirgen zu Libanon, auch zu Aleppo, Damaskus und Bagdad war man von Djezzars Zauberkünsten überzeugt, und glaubte gar nicht, diese Sache bezweifeln zu dürfen.

Dieß ist die Beschaffenheit eines Mannes, der in unsern Tagen, selbst noch nach geendigtem Revolutionskriege, den südlichen und westlichen Theil von Syrien beherrschte. Er gab einen deutlichen Beweiß, daß die Natur aus ihm einen außerordentlichen Menschen gemacht hatte, der durch sorgfältige weise Erziehung vielleicht ein großer Mann geworden wäre, aus dem aber in Ermanglung dieser ein Bösewicht und ein gräßlicher Tyrann ward.

—o—